Var. 327 m

<36621064820013

<36621064820013

Bayer. Staatsbibliothek

Vor. 321

Versuche
in
verschiedenen Gebiethen
der
Wissenschaften
als
ein Beitrag
für
die verwundeten baierischen Krieger.

Von
Gottfried Gerstner,
Königlich = Baierischen Polizei = Aktuar in Ingolstadt.

Ingolstadt, 1814.
Bei Alois Attenkofer, Buchdrucker und Buchhändler.

Var. 321 m

„Die Menschheit erwachte aus einem tiefen Schlum-
„mer, in den sie zwei eiserne Dezenien drückten! Bald
„wird der Friede das heilige Werk segnen! Es bleibt
„uns jezt kein anderes Opfer mehr zu bringen übrig,
„als für die tapfern Krieger, die für uns bluteten!
„Mit edlen Sinne und biedern Herzen wollen wir es
„auf dem Altar des Vaterlandes legen, damit die
„Waagschale des Guten jene des Bösen in unserm Zeit-
„alter überwiege, und die Nachwelt mit uns ausgesöhnt
„werde, wenn sie die Geschichte des Vergangenen
„liest!" —

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

07/00/274

Vorrede.

In früheren Jahren, als Berufs-Geschäfte mich noch nicht fesselten, und ich ungehindert in den Gebiethen der Wissenschaften die Frühlingssonne meines Lebens genießen konnte, schrieb ich so manches nieder, was in der Folge, als ich es der Publizität hingab, nicht ohne Beifall gelesen wurde. Lange schon, während ich immer die milden Beiträge sah, die von allen Seiten für den leidenden vaterländischen Krieger zu-

Inhalt.

I.

Aesthetick.

Aesthetick . . . Seite 3
Ueber das Schöne und Erhabene . — 7
Ueber Göthe's natürliche Tochter . — 12

II.

Gedichte.

Am Schlusse des Jahres 1807 . Seite 20
Am Schlusse des Jahres 1808 . — 23
Freundschaft und Liebe . . — 25
Tod und Zukunft . . — 27
In ein Stammbuch . . — 29
Urania, ein Nachtstück . . — 30
Am Grabe meiner unvergeßlichen Gattin — 33

Inhalt.

Phantasien am Ufer der Isar . Seite 35
Die Rechtswissenschaft . . — 39

III.

Philosophie.

Allgemeine Ansicht des gegenwärtigen Zustandes der Wissenschaften . . Seite 43
Bestimmung des Werthes nach seinen vielseitigen Beziehungen . . — 51
Fragment . . . — 62
Aphorismen . . — 67
Aufklärung . . . — 69
Ueber die Zeugungs-Kräfte der Natur im Allgemeinen . . . — 76
Ueber Erziehung . . — 81
Geist der Zeit . . — 88
Vorurtheil, Irrthum, Wahn . — 95
Unterschied des Verstandes von der Vernunft — 98
Humanität . . . — 102

IV.

Staatswissenschaft.

Ueber Entstehung der Staaten nach der Idee — 107
Versuch einer Entwicklung des Begriffes von Polizei . . . — 115

Inhalt.

Versuch einer Entwicklung des Begriffes von Finanz- und Staatswirthschaft . Seite 122
Ueber Begründung der Staaten . — 127
Ueber Industrie . . — 132
Die Ansicht unserer Vorfahren von Manufacktur- und Fabrick-System . — 151
Ueber die Hindernisse, welche einer guten Polizeiverfassung im Wege stehen . — 162
Aphorismen . . . — 195
Ueber die Freiheit des Getreidhandels — 197
Bemerkungen über Einquartirung und Verpflegung des Militärs . — 205

V.

Vermischte Aufsäze.

Plan zur Errichtung einer Lesegesellschaft Seite 227
Ueber Zensurwesen . . — 246
Armenpolizei . . — 257

Aesthetik.

Aesthetik.

Die Ästhetik befaßt sich mit philosophischer Untersuchung des Verhältnisses der äussern Umgebungen mit den innern Gefühlen in ihrer beederseitigen Wechselwirkung durch die Sinne.

Aus dieser philosophischen d. h. durch freie Vernunftthätigkeit geleiteten Untersuchung, worin die reineren der Menschheit würdigen Gefühle von ihren Abarten genau geschieden werden, geht als Resultat die Kenntniß der edleren Gefühle des Menschen, und der ihrer würdigen Gegenstände hervor. Der Unterschied der ästhetischen Gefühle von den moralischen dürfte in nachfolgenden bestehen.

Jene sind nämlich durch Anschauung z. B. des Schönen, des Erhabenen rc. diese durch Vorstellungen erregt, wie z. B. Freude, Trauer, Schmerz u. dgl. Bei den ästhetischen Gefühlen liegt kein näheres Interesse als das der Gefühle selbst zum Grunde, bei den moralischen hingegen herrscht ein eignes Intresse des Vortheils oder Schadens. Jene existiren immer nur in Beziehung auf den Gegenstand, der sie hervorbringt, er mag nun imaginär oder wirklich seyn, diese dauern ohne alle objecktive Beziehung unmittelbar so lange fort, bis sie durch einen Impuls anderer Art wieder verdrängt werden, und sind rein subjecktiv. Ferner bedürfen die ästhetischen Gefühle einer Reflexion, deren nur der Gebildetere fähig ist. Der rohe Mensch darf die ganze Welt durchwandern, er wird nicht einmal darauf fallen, eine Gegend schön oder erhaben zu finden, während er bei dem Verlurste seiner Habe in tiefe Traurigkeit fällt, oder bei dem Ärndtetanz in ungemes-

sene Freude ausbricht. Die moralischen Gefühle sind dagegen natürliche Erscheinungen ohne allen Zusatz von Kunst oder Kunstsinn.

Nach diesen Bestimmungen ist also die erste Aufgabe der Ästhetik

1. die Aufzählung und charakteristische Entwicklung der ästhetischen Gefühle.

Die zweite nicht minder wichtige:

2. die Würdigung dieser Gefühle nach ihren Grenzen
   a) in Hinsicht auf Abarten,
   b) in Hinsicht auf die Punkte des Übertretens in andere Gefühle; dann

3. die Aufzählung und Entwicklung der Formen, in denen sich diese Gefühle äussern, und endlich

4. genaue Ausscheidung der Objekte, welche ästhetische Gefühle zu erregen im Stande sind, und unter welchen Beziehungen sie dieses vermögen, dann

in welch verschiedenen Graden und Modifikationen die Einwirkungen geschehen können.

Diese vier Punkte dürften eigentlich den Inhalt eines Lehrbuches der Ästhetik bilden, wenn es anders auf Vollständigkeit Anspruch machen will. —

Ueber das Schöne und Erhabene.*)

Das Urtheil über das Schöne oder Erhabene eines Gegenstandes beruht auf dem Geschmacke, der aber an sich sehr verschieden seyn kann, obgleich wir billig zwischen einem rohen und einem geläuterten unterscheiden, und lezteren, abgesehen von individuellen Ansichten, durch bestimmte Regeln zum Gesezgeber für jede Beurtheilung erheben.

Ein Gegenstand kann nur durch Mannigfaltigkeit und Einheit gefallen, da beide die ersten und einzigen Erfordernisse zu einem vollendeten Ganzen sind. Schön nen-

*) Aurora, Jahrgang 1805 Stück 95.

ne ich einen Gegenstand, wenn die Mannigfaltigkeit seiner Theile hervor sticht, aber auch nur dann, und wenn die Einheit sich in der Ausschauung verliert, ohne jedoch ganz zu verschwinden.

Erhaben ist aber ein Gegenstand, wenn die Einheit überwiegend das Gefühl des Sehers zur Bewunderung der Größe stimmt, so daß die Mannigfaltigkeit im Augenblicke der Begeisterung bescheiden zurück tritt.

Harmonie der Theile zu einem vollendeten Ganzen ist Einheit. Aber nicht nur das Ganze, sondern jeder einzelne Theil muß Einheit haben.

Ist ein Gegenstand so klein, daß seine Theile nicht leicht erkennbar sind, so fehlt ihm Mannigfaltigkeit, da das Auge nicht auf bestimmten Punkten verweilen kann, sondern unbefriedigt darüber hingleiten muß; und Einheit, weil die Harmonie der Theile, da diese selbst unerkennbar sind, also ihre Grenzen in einander zerfließen, und

nur ein verworrenes Bild geben, eben so wenig aufgefaßt werden kann.

Aus ähnlichen Ursachen wird das zu Große nicht auf Erhabenheit Anspruch machen dürfen, wenn es dem Blicke zu umfassen unmöglich ist, derselbe daher nur bei einzelnen Theilen verweilen kann, denen aber, da sie mit dem Ganzen im Verhältnisse stehen müssen, das zweite Erforderniß, Mannigfaltigkeit, fehlt.

Kein Gegenstand kann also schön und erhaben zugleich seyn, da beide Begriffe sich ganz entgegen gesezt sind. Wo Einheit und Mannigfaltigkeit im Gleichgewichte stehen, ist kein Reiz zu einem ästhetischen Gefühle vorhanden; ein solcher Gegenstand bleibt also für den Geschmack gleichgültig.

Das ästhetische Gefühl des Schönen und Erhabenen wird durch Anschauung erregt, und diese sezt Ruhe voraus.

Grazie ist bei Bewegung was Schönheit bei Ruhe ist. Beide aber unterscheiden

sich schon dadurch hinlänglich so, daß man nicht architektonische Schönheit im Gegensaze zur Grazie zu sezen nöthig hat. Jene kann durch diese im hohen Grade gewinnen, da hier an einem Objekte zwei Vorzüge vereint sind, aber eine kann nie in die andere übergehen.

Ungezwungenheit ist das Wesen der Grazie, ihr Gegensaz ist Affektion. Die Griechen schufen mit ihrer üppigen Phantasie eine Göttin der Liebe als Ideal der Schönheit; die Grazie mochte sich nicht so leicht in einem Bilde zusammendrängen lassen, daher theilten sie ihre Eigenschaften, und weil Grazie ein Vorzug der zarten Weiblichkeit, so wie der des Mannes Würde ist, so mußten drei Mädchen die Altäre besteigen. Durch die Namen dieser drei Huldgöttinnen versinnlichte diese dichterische Nation ihren Begriff von Grazie, der aber theils zu viel, theils zu wenig in sich faßte.

Man bedient sich auch in anderen Wissenschaften der Worte „schön und erhaben", allein sie sind dort nur entlehnt, und werden auch bloß analogisch angewendet. Uebrigens bleiben sie immer ausschließendes Eigenthum der Ästhetik.

Ueber
Göthe's natürliche Tochter.*)

Der Zweck alles menschlichen Strebens nach allen möglichen Richtungen ist und kann kein anderer seyn, als Erreichung der höchsten Vollkommenheit in den Theilen wie im Ganzen. Da aber dieses Ziel über unsere Kräfte hinausgerückt ist, uns also nichts als ein beständiges Annähern übrig bleibt, und nach dem Grade desselben der Schwung der Geister in die Sphären einer höhern Natur bemessen wird, so können wir nur von Vervollkommung sprechen, die mit dem Grabe endet, ohne vollendet zu seyn.

Streben wir bloß in einer niedern Region nach Vollkommenheit, begnügen wir uns die Natur, wie sie ist, nachzuahmen,

*) Aurora, Jahrgang 1805 Stück 19.

und gleichsam eine zweite Natur ganz nach dem Vorbilde zu schaffen, und dem Werkmeister seine Vortheile abzulernen, mit denen er das Auge des edelsten seiner Geschöpfe entzückt, und im leichten Spiele der Phantasie zu erhabenen Gefühlen begeistert, so haben wir Kunst. Sie befaßt sich bloß mit äußern Umgebungen, und ihr höchstes Ziel ist in dem Momente erreicht, wo die Natur mit ihr in absoluter Einheit aufgelößt erscheint.

Bald beschäftigt sie sich mit der leblosen, bald mit der belebten Natur. Jezt entzückt eine schöne Landschaft aus dem Pinsel des Mahlers das Auge, jezt regt sie aus der Feder des Belletristen sanfte Empfindungen auf, und es reißt die Allgewalt der Mimik die staunenden Zuhörer zur vollen Begeisterung hin; jezt ahmt der Musiker den Triller der emporsteigenden Lerche, jezt den stärksten Ausdruck des Affektes nach.

Wir sehen, daß die Kunst unmittelbar aus der Natur entlehnt, und sich das Gegebene als Ideal zur Nachahmung hinstellt. Nicht so bei der eigentlichen Poesie. Diese nimmt zwar auch ihre Grundzüge aus der Natur, aber vermöge einer höheren Kraft, der Vernunft, entwirft sie, so zu sagen, eine höhere Natur. Die Vollkommenheiten, die in der Schöpfung zerstreut sich offenbaren, greift sie auf, und stellt sie in ein erhabenes Bild zusammen. Wir nennen es Ideal. Es hat nur eine entfernte Wirklichkeit in den Theilen zum Grunde, dem Ganzen als Ganzes entspricht keine Realität.

Der Zweck, der bei einer Arbeit vorliegt, bestimmt ihren Charakter. Der Mahler, der Bildhauer, der Musiker, der Belletrist, jeder kann Dichter, oder Künstler, oder beides zugleich, jedoch nicht in einem Werke seyn; nur der Schauspieler kann nie mehr als Künstler seyn, da der Zweck seines Strebens sich bloß auf die täuschendste

Nachahmung der Natur, wie sie gegeben ist, beschränkt.

Ein Portrait aus der Hand des Malers ist ein Kunststück, das Bild weiblicher Schönheit in einer mediceischen Venus dargestellt, Dichtung im strengsten Sinne.

Nach diesen Bemerkungen dürfte es ein leichtes seyn, gegenwärtiges Meisterstück an die gebührende Stelle zu sezen: der Zweck, so wie er aus dem Ganzen hervor springt, ist nicht, ein Ideal weiblicher Vollkommenheit zu entwerfen, sondern eine weibliche Seele mit allen ihren natürlichen Vorzügen und Gebrechen in ihren feinsten Zügen darzustellen.

Wir bewundern hier zugleich, wie trefflich der Verfasser mit diesem Werke die Grenze zwischen Kunst und Poesie absteckte. Er schildert den weiblichen Charakter wie er ist, nicht wie er seyn oder nicht seyn sollte. Wenn wir zur Beurtheilung selbst übergehen, so sind es eigentlich drei Momente,

auf die wir unsere Aufmerksamkeit zu lenken haben: Handlung, Charakter und Darstellung.

Was die Handlung betrifft, so ist sie sehr einfach, aber eben dieses Einfache ist es, was uns sehr anzieht: wo, wie bei unseren Alltags-Romanen, immer nur Handlung auf Handlung, Verwicklung auf Verwicklung folgt, findet zwar eine feurige Phantasie volle Befriedigung, aber der wahre Kunstsinn, das Gefühl für eigentliche Dichtung fällt strenges Verdammungsurtheil über dergleichen Auswüchse des Wahren und Schönen. Auch hierin ist Göthe Meister. In Rücksicht des Schlusses hat der Verfasser Schillers Methode eingeschlagen, nämlich den Leser den Ausgang selbst vermuthen zu lassen. Die traurigen Empfindungen, welche am Schlusse das Herz der Zuhörer bestürmen, werden durch den Gedanken gemildert, daß eine Aenderung des Geschickes noch möglich sey.

Dieß war es schon lange, was mir in unseren älteren Tragödien mißfiel, daß sie zwar den Verstand durch ein vollendetes Ganze befriedigen, aber das Herz mit schwermüthigen Empfindungen erfüllen. Göthe ist in diesem Stücke noch weiter gegangen; zwar ist die ganze Handlung wie nicht minder das Ende traurig, aber mit welchen schönen Hoffnungen verläßt der Dichter den gefühlvollen Leser, der so gern das grausame Schicksal der geliebten Tochter geändert sähe, und sich in geträumten Möglichkeiten wiegt.

Es würde mich zu weit führen, den Charakter der Heldinn des Stückes bis in seine feinsten Nüancen zu verfolgen. Nur die einzige Bemerkung sey mir erlaubt: mich dünkt, der Verfasser hat sich auf Kosten der übrigen Charaktere ganz in dem ihrigen erschöpft. Am meisten überraschte mich jener Zug ihres Charakters in der Scene, wo, nachdem nichts vermögend war, sie auf den

Entschluß einer ehelichen Verbindung mit dem so bescheidenen, anspruchslosen Gerichtsrath hinzulenken, der Mönch es durch seine verschrobenen Ansichten der Welt vermag, indem er dadurch die Neigung des weiblichen Herzens, der Welt immer die lachende Seite abzugewinnen, mit verdoppelter Stärke weckte.

Die Darstellung enthält tiefe Menschenkenntniß, Zartheit der Empfindung, Kraft und Feinheit im Ausdrucke, Fülle der Ideen, und Gewandtheit, die treffendsten Wahrheiten mit ganz eigener Kürze und Präzision durch einen leichten Federzug hin zu werfen.

Göthe hat hier ein wahres Meisterstück der Kunst abgelegt. So sehr ich es nach obiger Ansicht für geendet halte, so sehr wünsche ich eine Fortsetzung dieses so gehaltreichen Thema's.

G e d i c h t e.

Am Schluße des Jahres 1807.

Eine neue Grenze ist gezohen,
Große Kräfte haben sich gewogen
Reichlich ward' der Zeit Tribut gezollt,
Und ein seltnes Jahr ihr zugerollt!

Alte Formen mußten wieder schwinden,
Um für neue Werke Raum zu finden,
Und es ward im kurzen Flug der Zeit
That an That zur Ewigkeit geweiht.

Es durchzoh Bellona Deutschlands Gauen
Blut und Leichen düngten seine Auen,
Und, nachdem sie satt gewüthet stand
Auf dem Schutt ein neues Vaterland!

Kaum geahnet ward von jenem Loose,
Das ein Jahr gebahr aus seinem Schooße,
Und es wirft die Menschheit ihren Blick
Staunend in's Vergangene zurück.

Möchte jezt nach langen Stürmen wieder
Frohsinn strömmen in die hehren Lieder,
Die der deutschen Muße Kunst erschafft
Eifernd mit der Barden Sängerkraft.

Möchtest neues Jahr zum Stoff mir biethen,
Nationalglück und süßen Frieden,
Wenn auch Dir die lezte Stunde schlägt,
Und man Dich zu deinen Brüdern trägt!

Möchte denn, wie heute, Baierns=Krone
Hoher Fürstentugenden zum Lohne,
Ruhen in des besten Königs Hand,
Seegenspendend für das Vaterland! —

Am
Schluße des Jahres
1808.

Wandrer, Sieh' am Strom' der Zeiten,
Wieder eines Jahres Rest
Ueber dunkle Gräber gleiten,
Eines neuen Wiegenfest!

Friede schützte unsre Fluren
Vor der Feinde Würgerhand,
Und der letzten Kriege Spuren
Deckte seegenvolles Land.

Nur in jenem üppigen Reiche,
Das der Dichter himmlisch preißt,
Häuft der Krieger Leich' auf Leiche,
Herrschet wilder Zwietracht Geist.

Menschheit kennst Du Deine Größe,
Nur in der Verwüstung Schooß,
Zeigt Dir Deiner Schwächen Blöße
Nicht genug ein schwankend Loos!

Suchst Du selbst noch zu ergänzen,
Was das Schicksal nicht vollbracht.
Kannst Du nur verheerend glänzen,
Strahlt Dein Bild nur in der Schlacht? —

Glücklich, wer sich seiner Tage
Unter einem Herrscher freut,
Der mit Thimes goldner Waage
Segen auf die Völker streut!

Der mit seltner Fürsten = Treue
Die verborgnen Kräfte regt,
Der des Lebens Werth und Weihe
In Verstand und Tugend legt.

Ewig Dank Ihm für den Frieden,
Den Er seinem Volk' erhielt,
Möchte lohnen Ihn hienieden,
Was der Baier für Ihn fühlt! —

Freundschaft und Liebe.

Guter Gott! Du gabst uns süße Triebe,
Ernste Freundschaft und die zarte Liebe!
Beide würzen unsers Daseyns Müh,
Doch vertauschen möchte ich sie nie!

Muntre Jugend knüpft der Freundschaft Bande
Von der Heimath bis zu fernen Lande;
Frohes Wiedersehen beut uns dann
Der Erinnerung Hochgefühle an!

Doch der zarten Liebe heißes Sehnen
Läßt uns Vorgefühl des Himmels wähnen,
Ha! wie sind wir dann so hoh entzückt,
Wenn die Gegenliebe uns beglückt!

Starke Stütze wird der Freund im Leiden,
Die des Schicksals Stürme uns bereiten,
Trost und Hilfe spendet seine Hand,
Und zieht Unglücks-Söhne an den Strand!

Doch wenn Mädchenblick die Schmerzen
kühlet,
Aengstlich nach der Wunden Tiefe fühlet,
Und mit uns der Duldung Wettkampf ringt,
O wie mächtig da die Schaale sinkt!

An des Freundes Arm durch's Leben
wandeln,
Nur im Einklang beider Herzen handeln,
Beut des Lebens schönste Harmonie,
Knüpfet fester Freundes = Simpathie!

Doch in eines Mädchen Arm sich wiegen,
Sich an ihren weichen Busen schmiegen! —
Und wer dann als Gattin sie sich denkt,
Wie sie tändelnd Männer = Launen lenkt. —

Weit umfassend sind der Freundschafts=
Bande,
Sie umgürten aller Zonnen Lande,
Allen Guten spendet sie Genuß,
Ihren Bund besiegelt schnell ein Kuß!

Doch mehr giebt des Weibes=Kuß uns
Wonne,
Die im engen Kreis als milde Sonne
In der Welt der lieben Kleinen scheint,
Und im Keime ein Geschlecht vereint!

Freundschaft! Ha! es möcht' nun Deine
Freuden,
Selbst der Liebe Zartgefühl Dich neiden,
Beide würzet ihr des Daseyns Müh',
Doch vertauschen möchte ich Euch nie! —

Tod und Zukunft.

Leichenduft weht von dem Grabe
Hohe Belehrung uns zu,
Brüder! wankt froh noch am Stabe
Hin zur Behausung der Ruh'!

Schüttelt die trüberen Tage
Ab von dem heitern Gesicht

Legt nur Genuß auf die Waage,
Klagen geziemen uns nicht.

Nicht jene tobenden Schmerzen,
Die uns die Schwachheit erpreßt,
Wühlen im männlichen Herzen,
Zehren der Männlichkeit Rest!

Mag hier Vollendung uns lohnen,
Sei dort Vergeltung das Loos,
Kühl ist's im Grabe zu wohnen,
Kühn werft euch ihr in den Schooß!

Wenn nun ein Bruder geschieden,
Hin in die mystische Welt,
Weiht seine Asche dem Frieden,
Wenn in die Urne sie fällt.

Auch eine Thräne am Wimper
Perle erhabnen Gefühls,
Dumpfiges Saitengeklimper
Voll des verwirrten Gewühls.

Gleit' in der Wahrheit Gefilde,
Unsers verewigten Geist,
Zeig' uns die Zukunft im Bilde,
Die uns die Gottheit verheißt! —

In ein Stammbuch.

Freundschaft und Liebe
Reinere Triebe
Kann uns kein täuschendes Erdenglück geben!
Drücket ein redlicher Freund uns die Rechte,
Küßt uns ein Mädchen aus Juno's Geschlechte
Trunken vor schwärmender Lust,
Schwillt dann die männliche Brust;
Sense, Gerippe und Uhr
Schwinden wie Traum ohne Spur!
Freundschaft und Liebe
Reinere Triebe
Kann uns kein täuschendes Erdenglück ge-
ben! —

Urania
ein
Nachtstück
am
Schluße des Jahres
1804.

Urania wandelte gesenkten Blikes mit jenem ruhigen Ernste, der das denkende Wesen so erhaben kleidet, über den Gräbern geschiedener Jahrhunderte! — Menschen trieben seit der Zeiten ungemessenen Fluge das Weltrad füllten, das große Buch des Schicksals mit Thaten, und übergaben die Summen, die ihre entwickelten Kräfte zusammen gewuchert, jedesmal dem scheidenden Jahre in die Gruft, um sie in die Archive des Ewigen niederzulegen. Tugend und Laster, Weisheit und Thorheit trieben seit Jahrtausenden ihr buntes Spiel. — Glücklich, wer an der Manchfaltigkeit der menschlichen Natur und ihren Thatäus-

serungen klebt, aber höchst bedaurungswürdig, wer den Punkt der Einheit gefunden, auf wessen Ohr in dem schrecklichen Gewühle von Harmonie und Dissonanz nur das monotonische in der Musik der Spähren einstürmt.

Diese Gedanken preßten Uraniens Busen. Sie stand stille, als ob ihr ein tiefer Abgrund festen Boden versagte. Die Mitternachtstunde schlug! — Ein leises Beben ergriff ihr ganzes Wesen. Die Nacht schien mit doppelten Schauer ihre Gestalt zu umwölken. Leises Geisterlispeln durchwehte die einsamen Trauerweiden, und ein dumpfes Regen im Innern der Gräber kündete das Streben der Geister geschiedener Zeiten an, ihren neuen Todesbruder in ihre Mitte aufzunehmen. — Näher rückte der Leichenzug. Fackelglanz erhellte die bleichen Gesichter, welche mit unterdrücktem Schmerze zur Seite der Bahre schweigend ihre Tritte maaßen. Jedem stand an der Stirne

geschrieben, was ihm das abgeschiedene Jahr kostete, was es ihm theures raubte! Jezt ward es in die Grube gesenkt. Stumme Thränen, nicht Ausbrüche aufrührischer Gefühle rollten ihm nach! — Noch immer tiefe Stille! — Endlich erhebt sich der Todengesang, Urania stimmte ihn an, und — verschwand! —

An dem Grabe meiner unvergeßlichen Gattinn.

Hier stehe ich an der heiligen Stätte, wo man das Theuerste, was die Erde geben kann, ein gutes treues Weib in die Grube senkte! — Ich genoß die drei schönsten Jahre meines Lebens an der Seite meiner Therese, fühlte mich in dem Genusse der reinsten ehelichen Liebe als den glücklichsten Sterblichen, hatte keinen höhern Wunsch mehr als den Bund unsrer Herzen durch ein holdes Geschöpf, das uns zum Angebinde die himmlische Gabe der Familien-Freuden bringen sollte, noch zu vollenden, und in diesem Augenblicke entschwebte die edelste Seele in ein besseres Jenseits, und ihre kalte Hülle blieb in meinen Armen zurück! — Zermalmt von diesem schröcklichen Wurfe des Schicksals stehe ich einsam

in der weiten Schöpfung und fühle den einzigen Genuß in der Thräne, die ich dem Schatten der Verklärten weihe! — Treffliches Weib! ich würde müde werden, wenn ich Deine innige Liebe, Deine zärtliche Sorgfalt, Dein ämsiges Wirken in dem kleinen Kreise unsers häuslichen Lebens, Deinen reinen religiösen Sinn, Deinen lebhaften Geist, in dessen immer regen immer neuen Entwicklungen mir die einsamsten Stunden wie Minuten dahinschwanden, Dein gefühlvolles Herz, das bei fremden Leiden weinte, und bei dem geringsten Unfalle, der mich traf, aus tiefen Wunden blutete, schildern wollte! Ich bleibe einzig bei der wichtigsten Scene in dem großen Schauspiele des Lebens stehen, wo sich die dunkle Pforte des Jenseits dem Blicke öffnet, wo man abrechnen muß mit der irrdischen Welt, wo die geängstigte Seele den großen Kampf mit der lezten Kraft ihrer sterblichen Hülle ringt! Möchte mir doch auch vergönnt seyn, mit der ruhigen Resignation, mit dem himmlischen Hingeben in

den Willen der Vorsehung, mit der heldenmüthigen Ruhe die große Reise in das unbekannte Land anzutretten, mit der meine Therese sich zur Unsterblichkeit aufschwang, möchte ich einst mit einem so süßen Nachrufe dahin gehen, und mit vollen Bewußtseyn eines schuldlosen Lebens mich dem Geiste der Verklärten nähern können! —

Phantasien am Ufer der Isar.*)

Gleitet hin ihr Wogen, Bilder verstorbener Jahrhunderte, deren Andenken die geschäftige Zeit mit roher Hand von Büsten und Monumenten wischte! Es war — wie viel des Guten und Schlimmen liegt in diesem Wörtchen! — Eine Welt gäben wir hin, einen ewigen Vorwurf in dieser Silbe

*) Aurora, Jahrgang 1805 Stück 26.

vernichten, sie mit einer anderen vertauschen zu können. —

Der Mensch — welch wunderbares Geschöpf — er gebietet der Schöpfung und zürnt, daß sie gehorcht; er kriecht freiwillig im Staube, und vergiftet die Ruhe der Erhabenen mit den Bissen des Neides; er wünscht alles zu besizen, um nichts zu genießen. Die Zeit ist für ihn ein träges Rad, wenn es nicht Wechsel auf Wechsel häufet, ein fürchterlicher Orcan, wenn sie ihm seine Freuden raubt. Nur eine Schöpfung, und so viele Herren darüber! Dieser Sohn der Natur ist stolz auf eine Copie der besseren Menschheit, der er das Daseyn gab, wozu er aber das Original in der Wirklichkeit vergebens sucht, und also den Maßstab für seine verdächtige Schöpfung dem Blicke entrückt findet. Die Eigenliebe verstieg sich in ihm so weit, daß er vor seinem eigenen Werke die Knie beugt. — Er ist Sclave seiner Vernunft,

so lange ihm die Sinnlichkeit nichts mehr bietet. Er strebt beständig mit großer Emsigkeit nach etwas, das er erst erkennt, wenn es nach dem Genusse schon wieder verschwunden ist. Glück nennt er dieses mystische Ding. Es neckt ihn immerwährend mit seinem Schatten. Hat er es je einmal gehascht, und mit Bewußtseyn darin geschwelgt, so vergißt er darob die Zeit zu besolden. Sie führt jezt einem anderen ihre Schäze zu, und er fühlet tief die Strafe des rächenden Gnomen in langer Weile und Ueberdruß. Stets hadert der unglückliche Sterbliche mit ihr. Mürrisch, wie die lezten Stunden des grauenden Winters am Abende unseres Lebens fordert er von ihr, um zu verwerfen, und verwirft, um wieder zu fordern. Nichts als Widerspruch! Wechsel ist das große Losungswort der Natur, und ihr stammeln es alle Geschöpfe nach. Der Mensch verwandelt Harmonie in Dissonanz, um Wechsel zu haben, und entlockt seinem Herzen Seufzer, um seine Freuden damit würzen zu können. Seine

Vernunft schmiegt sich wie der gelenkige Nacken unter fremdes Joch und unter fremde Meinungen.

Ist dieß das Bild des erhabenen Erdengottes? Der Schauder ob meinen eigenen Bilde, das mir die glatte Fluth entgegen spiegelt, macht mir den Pinsel entfallen. Nehmt mich hin, ihr Wogen! bergt mich vor meinem eigenen Selbst! Doch — auch hier Verfolgung, auch hier Kampf und Tod? Jene Welle dort, wie sie sich, auf ihr Seyn pochend, mit gemessenen Schritten dahin trägt. — Ein herrlicher Anblick! aber ach! jezt drohet eine zweite sie zu verschlingen. — Sie kämpfen — die majestätische Welle ist be egt, und krümmt sich vergebens unter der Last der Siegerinn. Eine dritte ommt, und die stolze zweite unterliegt. Ihr trau en Freunde! ihr spielt mir das menschliche Leben in unverfälschter Farbe vor; kein verrätherischer Schleier deckt eure Handlungen. Unbesorgt und froh jagen wir in der Jugend den sparsamen

Freuden des Lebens nach, ach nur zu schnell! Allmählig erhebt sich ein Orcan, er wirft die friedlichen Wogen durch einander, um sie zu entzweien, der Kampf beginnt, und der Günstling des Glückes siegt. Die Abendsonne des Lebens bescheint den Kampfplaz, und zeigt im Reflexe die Blutfahne am schwindenden Horizonte. Der Fluch des Daseyns ist mit Hieroglyphen auf die Menschenstirnen geschrieben. — Dieser Gedanke faßte mich heftig. Ich erwachte. — Es war ein Traum, und — Träume lügen.

Die Rechtswissenschaft 1804.

Als in einer Lesegesellschaft das Fach der Rechtswissenschaft lange unbesezt blieb, ward nachstehender Aufruf verfaßt:

Traurig schwebet mein Geist buntscheckichte
Fugen vorüber,
Welche der Weisen Bemüh'n sorgsam mit
Früchten belegt,
Suchet die Seinigen hier vergebens im
stattlichen Zirkel!
Hat die zärtliche Welt sie mit dem Abschied
gelohnt?
Hat sie die Ohren verwöhnt, nur im tändeln=
den Tackt sich zu wiegen?
Ist ihr mein ernsterer Ton stürmender Baß
im Ackorde? —
Nicht mehr der grausame Rächer im bluti=
gen Style der Vorzeit,
Nicht mehr der trockne Pedant! — Herrli=
cher schmückt das Gewand,
Hört es ihr Männer der Zeit, das erbar=
mend die edlere Menschheit
Um mich geworfen! Nun schämt nicht der
Verlassenen euch,
Nehmt in die Mitte sie auf die verirrte
Waise der Vorwelt
Dankbar lohnet sie euch stetshin mit höh=
rem Genuß. —

Philosophie.

Allgemeine Ansicht des gegenwärtigen Zustandes der Wissenschaften.*)

Dadurch, daß die Natur die Fähigkeit einer steten Vervollkommung in uns legte, und durch die Ausbildung unserer physischen Existenz uns zur Nachahmung aufforderte, ist zugleich die Nothwendigkeit ausgesprochen, ihrem Winke zu folgen, und die erhabenen Vorzüge unseres Geschlechtes so viel möglich auf das Höchste zu steigern. Aber wie demüthigend für unsere stolzen Plane sind die Fragen, welche die vorzüglichsten Schriftsteller unserer Zeit aufgeworfen haben, die durch ihre Nachforschungen und ihre mühsame Abwägung der Gründe und Gegengrün-

*) Aurora, Jahrgang 1805 Stück 24.

de uns auf die gerechte Vermuthung führten, daß sie nicht so ganz grundlos seyn mögen, als sie villeicht manchen erscheinen. Haben wir durch die Fortschritte des menschlichen Geistes in allen Zweigen des Wissens gewonnen oder verloren? Ist der gebildete Mensch glücklicher als der rohe Wilde? Haben wir hinlängliche Ursache, unsere Lage der unserer Voreltern vorzuziehen? u. s. f. Diese und ähnliche Fragen können so lange nicht genügend beantwortet werden, als der Urzweck, nähmlich der des Daseyns, und somit der alles menschlichen Strebens aufgefunden, und daher ein fester Maßstab für die so schwankenden Begriffe von gut und bös aufgestellt ist. Aber wie könnte je diese Hoffnung in Wirklichkeit übergehen, da derselbe ganz außer dem möglichen Kreise unserer Erkenntniß liegt. Der gemeine Hauſe theilt sich hier in zwei Parteien, das selbstsüchtige Jugend- und das an der Kindheit kauende Greisenalter. Indessen genüge es uns, der Anforderung der Natur

Gehör zu geben, und zu erwarten, wohin das alles führen mag.

Die Philosophie hat dermal durch Schelling einen neuen Aufschwung gewonnen, und der ehrwürdige Kant, der so bescheiden am nördlichen Horizonte das sinkende Flämmchen der nüchternen Vernunft anfachte, das Anfangs unbemerkt leuchtete, bald aber zur wohlthätigen Flamme für alle Nationen aufloderte, hätte beinahe die Kränkung erleben müssen, seinen Ruhm mit sich zu Grabe tragen zu lassen. Die Ideen, welche den philosophischen Systemen beider zur Basis dienen, sind sich ganz entgegen gesezt. Kant behauptet: wir wissen nicht, was die Dinge an sich seyen, wir haben keine absolute Erkenntniß, also auch keine absolute Wahrheit. Schelling entgegnet: die Dinge können an sich nichts anders seyn, als — als welches sie uns erscheinen. Wir dürfen also auf absolute Erkenntniß und somit auch auf absolute Wahrheit Rechnung machen. Allein er hat seinen Saz so wenig

beweisen können, als es Kant konnte; auch fehlt diesem Beweise ein drittes, das wir uns selbst nie geben können. Schellings Philosophie wiegt sich in Vernunft-Idealen. Gott ist das Absolute, das Urprincip, die Urkraft, die das ganze Getriebe der Welten in Bewegung sezt. Ihr Studium gibt eine reiche Ausbeute für eine feurige Phantasie, und ist eigentlich mehr auf sie, als auf den kalten Verstand berechnet. Heftige Gegner sind gegen dieses System aufgetreten, und eine Intoleranz, wie sie unter Religions-Secten kaum stärker seyn kann, scheint durch sie in der litterarischen Welt immer einheimischer zu werden.

In der Medizin hat das Brownische, jezt durch Schelling modifizirte System eine totale Reform bewirkt. Ehemals suchte man den Krankheitsstoff direkte aus dem Körper zu schaffen, jezt stärkt man den Organismus, damit er fähig sey, durch die unabänderliche Thätigkeits-Form des Mechanismus sich der schädlichen Potenz durch Erneuerung des für

diesen Stoff gehemmten Assimilations- oder Scheidungs-Prozesses zu entledigen. Daß die zweite Methode einer näheren Kenntniß der Natur und ihrer Operationen weit angemessener sey, leuchtet einer Seits eben so sehr ein, als daß aus der so leichten Uebertreibung dieser Verfahrungsart die schädlichsten Folgen entstehen können.

Die Jurisprudenz hat in allen ihren Zweigen die trefflichsten Köpfe aufzuweisen. Auch über sie verbreiteten sich die Strahlen einer nüchternen Philosophie, auch sie umschwebte der sanfte Geist der Humanität. Ein edler Wetteifer gut zu regieren, beseelt unsere Herrscher, und der Weihrauch, der gegen sie von Kathedern und aus den Buden der Buchhändler empor steigt, sichert den Nationen die Fortdauer einer guten Regierung mehr, als die heiligsten Verträge je hätten thun können. Nicht mehr Geseze, die der Despotismus ausbrütete? Eine mildere Sonne bescheint die Strafhügel der Verbrecher. Sie haben nur von

dem Throne der strengen Gerechtigkeit, nicht von der grausamen Willkühr des Richters ihr Loos zu gewärtigen.

Die Theologen benuzten Schellings-System als eine schöne Form, in die sie ihre Träume zu fassen sich mühen, und in hohem Triumphe sich ihres Werkes freuen. Sie war ihnen aber noch mehr als dieses, sie war ihnen Bürge der Wahrheit ihrer Grundsäze. Uebrigens hat die Pädagogik durch die neue Ansicht, die man ihr gab, nämlich die, daß es keinen für jedes Alter ausschließenden Gegenstand des Wissens, sondern nur eine Stufenfolge in der Ausbildung aller schon in der Jugend geschöpften Kenntnisse nach den Fähigkeiten des Alters gebe, im hohen Grade gewonnen. „Es ist der irrigste, und bisher für uns mit Unehre beibehaltene Wahn — sagt Graser — daß der Studierende etwas anderes lerne, als der gemeine Mensch lernt, und als behandle das Gymnasium etwas anderes als die Universität. Das der Menschheit

nöthige Wissen ist eines, und nur nach dem Grade der Deutlichkeit, wovon die intellectuelle Anschauung des Absoluten die Höchste ist, von einander verschieden. Aus diesem Wahne erfolgte bisher nothwendig die höchst nachtheilige Kluft zwischen den Wissenschaften und der Bildung des Menschen. Der gemeine Mensch blieb getrennt vom Gelehrten, und die lezten waren im Grunde, das heißt, in Bezug auf den lezten Zweck, dem Werthe nach wahre Nullen in der Zahl der Menschheit, die den Plaz nur vor Zahlen einnahmen. Daher entstand auch nothwendig der leidige Secten-Geist der Gelehrten, indem sie die Wissenschaften als etwas an sich betrachteten. Daher entstand auch die mangelhafte Einrichtung aller Gymnasien." Dieß war auch Ursache, daß man ehedem die Grenze zwischen intellectueller Bildung und jeder anderen so scharf absteckte, jene als völlig befriedigt betrachtete, und sich nur mit moralischer und physischer Bildung befaßte. Man ahndete gar nicht, daß

eine Verbesserung der Lehranstalten möglich sey, daß litterarische Bildung eigentlich die einzige, und jede andere nur ein Zweig derselben sey, und nur aus ihr hervor gehen könne, da sie eigentlich allein die Werkstätte ist, aus der vollendete Menschen hervor tretten, und jede andere Bildung, der nicht eine litterarische zum Grunde lag, sich zu dieser wie rohe Empirie zur Wissenschaft verhalte.

Auch auf die Aesthetik hat Schellings Philosophie den wichtigsten Einfluß geäußert, und den ersten Grundsaz der älteren Aesthetiker: man kann nichts schaffen, sondern nur formen, nur combiniren — über den Haufen gestürzt, da Schelling seine Idee eines höheren Ursprunges glaubt, und eine geistige Kraft voraussezt, die selbst das Weltall überfliegen, und den Menschen aus sich selbst und seinen Umgebungen durch Abstraction zu versezen, so zu sagen, ihm die sterbliche Hülle für Augenblicke der Begeiste-

rung abzustreifen im Stande wäre. Dadurch ist ein Maßstab für eigentliche Dichtung, die so oft mit den gräßlichsten Abarten zusammen gestellt ward, aufgefunden.

So viel von den bedeutendsten Fortschritten unseres Jahrhunderts im Felde der wissenschaftlichen Litteratur!

Bestimmung des Werthes nach seinen vielseitigen Beziehungen.

Sehr häufig kommt in der menschlichen Gesellschaft der Werth der Dinge zur Sprache, ohne mit diesem Worte oder vielmehr seiner Bedeutung näher bekannt zu seyn, als es Bedürfniß und Umstände fodern. Es giebt viele Dinge in der Welt, die wir zu

erkennen, und zu unterscheiden vermögen, ohne dabei doch etwas mehr zu thun, als den Schall wieder zu geben, der auf uns eindrang.

Wenn wir den Werth einer Sache bestimmen wollen, so haben wir dabei zweierlei Rücksichten zu nehmen. Betrachten wir die Sache als Objeckt an und für sich, so kann ihr Werth kein anderer als ein absoluter seyn, wird sie aber als ein Theil der Sinnenwelt im Verhältnisse zu andern Theilen derselben genommen, so giebt sie uns einen relativen Werth.

A. Absoluter Werth.

Der absolute Werth eines Dinges ist jener, den es als unnachahmliches Meisterstück einer verborgenen Urkraft, wie wir sie immer nennen wollen, in den Augen des Menschen besizt. Dieser absolute Werth kömmt allen Objeckten der Sinnenwelt zu. Da in jedem auch dem geringsten Gegen=

stande der Schöpfung gleiche Zweckmäßigkeit herrscht, in jedem gleiche Weisheit sich ausspricht, so kann der absolute Werth der Dinge, an sich betrachtet, keine Gradation zu lassen. Er bleibt immer derselbe, sein Charakter ist Unveränderlichkeit. Der relative Werth zeigt das gerade Gegentheil. Das Verhältniß des Gegenstandes zu seinen Urheber ist ein inneres, bleibendes, das desselben zu andern Gegenständen ein äusseres in Zeit und Raum, und veränderlich wie diese Grundpfeiler, auf denen sich die Sinnenwelt im bunten Kreise dreht.

B. Relativer Werth.

Der relative Werth eines Objektes ist derjenige, so ihm in Beziehung auf seines gleichen oder auf andere Gegenstände der Sinnenwelt zukommt.

Der absolute Werth ist unschätzbar, denn ich kann mir eine Schäzung nur beziehungsweise auf gewisse Grade des Wer-

thes denken. Der relative hingegen ist schäzbar, und zwar nach dem Charakter der Veränderlichkeit nicht nur seiner selbst, sondern auch der andern Objeckte durch Wechselwirkung. Er läßt gewisse veränderliche und unverhältnißmäßige Grade zu. Sein äusseres Verhältniß wechselt wie die Formen. Bei Aufsuchung des relativen Werthes der Objeckte betrachten wir selbe nur unter sich, d. i. in Beziehung aufeinander, und abstrachiren ganz von ihrer ursprünglichen Bestimmung, ihrem absoluten Werthe, der bei Festsezung des erstern wohl auch eine Stimme hat, aber keine Regel bildet, da die verschiedenen menschlichen Verhältnisse mit ihm sehr willkührlich spielen.

Bei dem relativen Werth unterscheiden wir ferner zwischen Wesen, die bestimmt werden, und die sich selbst bestimmen, oder die nach Naturnothwendigkeit wechselseitig einwirken, oder die sich selbst Zwecke sezen, und alles andere als Mittel für selbe behandeln. Daher der Unterschied zwischen dem

Werthe der Personen und der Sachen. Personen können nur unter und für ihres gleichen Werth haben, denn nur sie besizen Erkenntnißvermögen, und Beurtheilungs-Kraft, dagegen haben Sachen unter sich keinen relativen Werth, sondern einzig in Beziehung auf Vernunftwesen.

a. Personen.

Wir unterscheiden hier einen rechtlichen, moralischen, intellecktuellen und physischen Werth.

Der rechtliche Werth spricht sich einzig durch die Handlungsweise des Menschen aus. Er ist nur in einer menschlichen Gesellschaft bestimmbar, wo die Rechte der Vernunftwesen bereits in ein Gleichgewicht gesezt, und die Wirkungskreise ausgesteckt sind. Ehevor läßt sich keiner denken. Dieser ist bei weitem der vorzüglichere Werth. Er ist die Grundstüze eines jeden bürgerlichen Verein, wozu der moralische viel zu schwach wäre. Er ist die Bedingung zur Koexisters der Menschen.

Der moralische Werth fließt aus den Bestimmungsgründen zu den Handlungen, und spricht sich also innerlich aus, während der andere in's Leben hervortritt, und sich selbst geltend macht.

Von beiden ist die Vernunft die Erzeugerin. Sie hat aber große Kämpfe mit einer Kraft zu kämpfen, die ihr so nahe liegt, und von der sie so oft zu weichen gezwungen wird. Die Sinnlichkeit ist diese gefährliche Feindinn! — Der intellecktuelle Werth ist eigentlich getrennt von beiden ersten, und begründet sich in der Tendenz zur höheren wissenschaftlichen Bildung.

Der physische Werth eines Menschen besteht in äussern Stoff und Formen, und hier zeigt sich der Uebergang von dem Werthe der Personen zu dem Werthe der Sachen, denn würde nicht ein Vernunftwesen die tode Masse beleben, so würde der menschliche Körper in das Reich der Sachen gehören, was ihn also von diesem aus-

schließt, ist nur ein abgeleiteter, kein selbstiger Vorzug.

Ueberhaupt aber kann der Werth der Personen in jeden der vier Beziehungen nicht nach einzelnen Fällen, sondern er muß nach der ganzen Lebensweise bemessen werden, und nur das Agregat aller Handlungen und geäusserten Denkungsarten giebt unter genauer Prüfung der mehr oder mindern Konsequens und Erwägung der verschiedenen Verhältnisse ein verläßiges Urtheil. —

b. Sachen.

Ihren Werth bestimmt blos die Beziehung auf den Menschen, in wie ferne sie nämlich zu seinem Gebrauche oder zu seinem Vergnügen dienen. Die verschiedenen Eigenschaften des relativen Werthes, die ich oben entwickelte, gelten hier in doppelten Maaße. Seine Veränderlichkeit schmiegt sich unter das Joch des Schicksals und die Launen der Menschen.

Die Verschiedenheit des Werthes, den wir den Sachen beilegen, geht in's Unendliche. So lange unter dem Menschen kein gesellschaftlicher Verband existirt, macht jeder den Werth einer Sache von seinen Zwecken abhängig, es ist daher derselbe äußerst unbestimmt, und zufällig. Diese Unzuverläßigkeit hebt sich durch Verein in einem Staate, das individuelle Interesse verbindet sich zu einem Ganzen, und der Werth der Dinge erhält eine nähere und festere Bestimmung. Doch ist dieses bei weitem nicht genug, es zeigt sich bald das Bedürfniß nach einem Maasstabe für den Werth der Dinge, nach einem allgemeinen Tauschmittel. Wir finden dieses sogar bei Völkern, die noch in der Kindheit leben, bei denen man in Zweifel stehen möchte, ob wir sie in die Reihe der Nationen sezen, und in den Begriff eines Staates aufnehmen wollen.

Die Geschichte der Tauschmittel hat viele Aehnlichkeit mit der der Buchstaben-

schrift. Kultur einer Nation und der mit derselben verbundene, immer steigende Anwachs veräusserlicher Sachen führte nach und nach immer mehr Vereinfachung der Tauschmittel, bis man endlich auf den Gedanken eines allgemeinen unwandelbaren Maasstabes aller Dinge, auf ein Mittelding, das dazu dienen sollte, den Werth einer jeden andern Sache zu bemessen, dessen relativer Werth oft mit der damit erworbenen Sache in gar keinem Verhältnisse steht, und eben daher desto bequemer ist, da die Quantität desselben so sehr verringert werden konnte, als man nur immer wollte, ohne den eingebildeten Werthe des Tarifs Eintrag zu thun.

Geld ist also dieß Zauberwort!

Veränderlichkeit und Verschiedenheit des relativen Werthes wurde dadurch aber nicht aufgehoben, sondern nur in ein gewisses Geleiß gebracht, und eingeschränkt in ihren Fortschritten. Lezteres findet mehr bei dem Werthe der nüzlichen Gegenstände statt, weniger aber bei solchen, die blos zum Ver-

gnügen dienen. Der Werth jener ist doch etwas, mehr an die Zeitgeseze gebunden, der Werth dieser aber hängt von den äusserst bunten Launen des Menschen ab.

Je mehr in einem Lande Geld vorhanden ist, desto mehr steigen die Dinge, je weniger, desto mehr fallen sie. Die Masse des Geldes in einem Lande ist als ein Fluidum zu betrachten, das sich beständig mit sich selbst in ein Gleichgewicht zu sezen sucht. Menge der Produkte, oder überhaupt der Dinge, welche einen der beiden relativen Werthe haben, ist Reichthum, nicht aber das todte Metall, welches den Werth blos ausspricht. Es kann nur im Verhältnisse zu andern Staaten so lange einen Vorzug als Mittel zu einem überwiegenden Handel geben, als sich die Geldmassen beider Staaten noch in kein Gleichgewicht gesezt haben. Wäre England nicht durch Meere von den andern Staaten Europens getrennt, seine Geldmasse würde gewiß nicht so überwiegend geworden seyn. Es kann aber die Menge

des Geldes scheinbar sich vermehren, ohne daß es wirklich so ist. Dieses geschieht durch Kredit, den man in seiner besten Blüthe der Hälfte des baaren Geldes gleichsezen kann. Je stärker und schneller der Geldumlauf in einem Staate ist, desto höher steigt der Kredit, und in dem Maße, als derselbe schwächer wird, sinkt auch der Kredit.

So lange die Staaten ihren Kredit nicht als ein unverlezbares Heiligthum betrachten, so lange werden noch immer zerrüttete Finanzen mit ihren verderblichen Folgen das Innere der Länder durchwühlen, und den andern Staaten eine Anlockung seyn, sich über einen derlei siechen Körper herzumachen, und das Elend durch offne Fehde oder auf geheimen Wege der Politik zu vollenden! —

Fragment.

Der menschliche Geist steht so gut als jedes andere Produckt der Schöpfung unter Naturgesezen, das heißt, es ist ihm seine Sphäre nach den Kräften, die die Natur in ihm legte, angewiesen. Er kann das Universum anschauen, Gott und Unsterblichkeit ahnen, und glauben, aber nicht begreifen. Um es zu begreifen, müßte er sich über sich selbst erheben können. Der Punkt seines höchsten Aufschwunges ist in dem Momente erreicht, wo er sich selbst in die Gebilde der Schöpfung einreiht, das Universum anstaunt, und die Weltseele ahnet. Der Geist, wenn er die Religionen durchgegangen, in Vergleichungen sich verwickelt, und am Ende in die Schule des Zweiflers sich verirrt hat, fühlt bald die Strafe für seine ohnmächtigen Versuche. Es wird die Überzeugung in ihm lebhaft, daß er sich in fremde Regionen gewagt habe, die manchfaltigen Zufälle und Unfälle des Lebens

lernen ihn den Mangel des Glaubens an ein Jenseits schmerzlich fühlen, und der Geist erzwingt sich mit vollkommner Resignation wieder, was er durch den Schein von Wahrheit verblendet eiligst von sich stieß. Dieß ist die Geschichte, die sich in dem Leben jeden Denkers wiederholt, der nicht von einem bestimmten Systeme sich fesseln ließ, und dem es um Wahrheit wirklich ernst war.

Unsre Gelehrten begehen darinn einen grossen Gemeinfehler, daß sie gewöhnlich auch den Kern wegwerfen, weil die Schale nichts taugt. Es ist mehr zu verwundern, wie weit es der menschliche Geist in Unsinn als wie weit er es in Vervollkommung brachte, aber jeder Unsinn entsprang aus einer reinen Quelle. Er ist eigentlich ein durch Verwandlung erzeugtes Produckt. Die Extreme berühren sich. Die Raupe, wenn sie ihre höchste Ausbildung erreicht zu haben scheint, verpupt sich, und kömmt als ein Wesen anderer Art zum Vorschein. Die

Gelehrten haben, um mich dieses Gleichnisses zu bedienen, nun einzig diese Verwandlung im Auge, und vergessen der frühern Gestalt nachzuspühren. Jeder Unsinn ist Ausartung einer Vollkommenheit. Welche Religion hatte in ihrer Reinheit, geläutert von orientalischer Bildersprache, die sie als schöne freundliche Dichtung umhüllte, und die Sterblichen zur Begeisterung hinriß, eine erhabnere, der Menschheit würdigere und sie beglückendere Tendenz, als die christliche, und welche kann in ihrer Mißstaltung gröberen Unsinn aufweisen, als gerade sie? Wer wird ihre reine Moral verkennen, die allein gemacht wäre, den göttlichen Ursprung dieser Religion zu verkünden! — Warum will man sich aber über eine Aufgabe streiten, die der menschliche Geist nie lösen wird? Genug, daß das Gefühl sich zur Lehre der Unsterblichkeit bekennt, genug, daß das Bedürfniß unsers Glaubens an sie tief in unser Herz gegraben ist, und daß kein Träumen in die Regionen der Phantasie, oder eitles

Forschen und Einengen in die angenommenen Systeme seine wohlthätige Wirkung in der Stunde des Leidens oder des Hinscheidens in das Land, wo noch kein Sterblicher uns frohe Kunde brachte, zu ersezen vermag. Der Weise untersucht nicht mit kritischen Blicke die Sendung unsers Religionsstifters; würde es ihm weiser machen, wenn er sie entdecken könnte? Er verehrt in ihm das erhabene Wesen, er huldigt seinen Grundsäzen, weil er sich von ihrer Vortrefflichkeit überzeugt hat, und benüzt die Lehren die ihm das reinste Moralsystem der Erde giebt. — Wozu soll es frommen, über die Mythen des Moyses zu grübeln? Den Schleier der Schöpfung hat noch kein Sterblicher gehoben, und Jahrtausende werden an Jahrtausenden an ihn vorüber wallen, ohne daß ihre brausenden Wogen ihn zu lüften vermögen. Genieße die Herrlichkeit der Mutter Natur, laß Dein Herz von Dank überströmmen für das schaffende Wesen, das nun Gott oder Weltseele heissen mag,

und bilde deinen Geist und dein Herz nach den leisen Winken, die Dir dein Bewußtseyn innerer höherer Kräfte giebt. Lerne die Widersprüche ertragen, in die sich die Menschheit täglich verwickelt. In ihnen schlägt der Puls der Natur, denn ohne Kampf der Kräfte würden wir mit allen unsern Anlagen zur Thierheit herabsinken. Aber indem Du mit weiser Resignation jenen Kampf, der sich in manchfaltige Formen von Uebeln gestaltet, als unabänderliches Schicksal dulden lernest, vergesse nie, innerhalb deinem Kreise und wo möglich auch nach aussen auf den Verein der Kräfte, auf Lösung der Wiedersprüche hinzuwirken! So ruft uns der Genius der Menschheit aus dem Reiche der Wahrheit zu, und wer sollte seiner Stimme nicht folgen?! —

Aphorismen.

Nur im höchsten Bewußtseyn unsrer Menschenwürde ruht das Prinzip der Tugend.

Tugend bedeutet moralische Vollendung. Sie ist an und für sich eine, aber in ihrem Äusserungsformen verschieden. Ihr Begriff ist ein Begriff der Unendlichkeit, da der Zweck, den er ausspricht, unendlich ist.

Der Mensch braucht keinen Beweggrund zur Tugend ausser sich. Genug, daß er Kräfte in sich fühlt, und in deren Ausbildung belohnende Früchte erndet. Laster, als moralische Vernichtung unsrer höheren Kräfte, streitet dem Prinzipe der Tugend, der Stimme der Natur entgegen.

Tugend und Religion unterscheiden sich nur dadurch, daß jene durch eignen Werth sich selbst begründet, diese aus der Spiegelquelle

des Jenseits Wahrheit zu schöpfen sucht. Man hat Braminenlehre und Mönchsaberglaube mit den Namen Religion gestempelt, aber eitler Theosophismus ist es, der sich diesen Begriff angemaßt hat. —

Die Gottheit ist der Puls der Natur, die Weltseele. So wie das Lebensprinzip unsers Organismus, verkörpert gedacht, in unzählbare Fugen sich verliert, so spielt auch der Gottheit allwehender Hauch in den unsichtbarsten Fibern des großen Weltkörpers.

Der Mensch hat moralische Freiheit. Diese steht mit Naturnothwendigkeit, die nichts anders denn ein beständiges Fortwirken des Mechanismus nach gegebenen Formen ist, im Kampfe, oder ist mit ihr innig verbunden, und in diesem Kampfe oder in dieser Vereinigung der Totalität der Organismen mit der Totalität der Mechanismen spricht sich die Gottheit des Alls aus, in ihr schlägt

der Puls der Natur, in ihr weht der allbelebende Hauch der Weltseele! —

Aufklärung.

Aufklärung, sagt Kant, ist der Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit.

Dem Anscheine nach dürfte gegen diese Begriffes-Entwicklung nichts einzuwenden seyn, allein eine strengere Kritick soll uns bald vom Gegentheile belehren. Ist mit dem Vermögen, sich seines Verstandes ohne Leitung eines andern zu bedienen, was Kant unter dem Austritte aus dem Zustande der Unmündigkeit versteht, schon alles gethan? Ich glaube im Gegentheile, daß ein Mensch, der jede Leitung eines andern, jede Vorarbeit früherer Denker von sich stossen, nur aus sich selbst Nahrung des Geistes ziehen wollte, seinen Zweck am wenigsten erreichen

würde. Doch so weit hatte Kant nicht im Sinne, diesen Begriff auszudehnen. Nur jenes Gängeln von der einen und jenes träge Hingeben von der andern Seite schwebte ihm dabei vor Augen.

Allein mit diesem Verlassen der Unmündigkeit ist noch nicht Aufhellung der Begriffe verbunden, worin eigentlich das Wesen der Aufklärung besteht. Sich seines Verstandes ohne Leitung eines andern bedienen können, ist blos Mittel durch vorurtheilfreie Einsicht zur Aufklärung zu gelangen. Man kann mit ungebundenen Gebrauche seines Verstandes eben so sehr irren, eben so sehr im Dunkeln schweben, als mit angeerbten Thorheiten, denn ein Regel- und zweckgemäßer Gebrauch seines Verstandes ist eine äusserst schwierige Kunst, die wir gewöhnlich noch sehr unvollendet mit zu Grabe tragen. —

Selbstverschuldet möchte ich diese Unmündigkeit am wenigsten nennen, da dieser Begriff hier im hohen Grade zufällig ist.

Was nicht für die Gattung gilt, paßt keineswegs in solch' eine allgemeine Idee, die so vieles umfaßt, und nicht einmal auf fixe Punkte sich stüzt, sondern im Reiche der Ideale schwebt.

Selbstverschuldet, sagt Kant, ist sie dann, wenn die Ursache nicht im Mangel des Verstandes sondern der Entschließung und des Muthes liegt. Wie oft aber ist Mangel des Verstandes schuld? Wie viele haben Muth, aber es fehlt ihnen an Gelegenheit, oder an Kraft, sich dem eisernen Joche der Jugendeindrücke zu entwinden? —

Aufklärung besteht nach meiner Idee in Aufhellung der Begriffe durch vorurtheilfreien Vernunftgebrauch.

Die Hindernisse, welche sich uns auf dem Wege zur Wahrheit entgegenstellen, sind entweder äussere oder innere. Zu den äussern gehört alles, was man unter dem Worte: Vorurtheil verstehen kann. Dar-

unter begreife ich aber jene Urtheile, welche gegeben sind, die sich entweder unwillkührlich in unsre Denkart eingeschlichen, und darin Wurzel geschlagen haben, oder die wir freiwillig durch Gefangengebung unsers Verstandes uns eigen gemacht haben, und deren Annahme eitle Authorität zum Grunde lag. Unter die innern Hindernisse zähle ich Dunkelheit oder Verworrenheit der Begriffe, und Irrthum, worunter ich jene schiefe Richtung des Geistes verstehe, die auf Gesinnungen und Handlungen den entschiedensten Einfluß äussert, und, wenn sie mit Konsequenz verbunden ist, eigne Bahnen beschreitet. Die Sucht unsers Zeitalters nach Originalität mag hierin zum Beispiele dienen. Beiden wird aber durch Aufhellung der Begriffe entgegnet, welche ohne Ordnung im Denken und ohne Abstreifen des Irrthums nicht als möglich gedacht werden kann. Nach dieser Ansicht sollte man glauben, das Gebieth der Wahrheit sey bereits bestimmt, ihr Umfang, ihre Grenzen gesteckt, und der ganze Beruf des Men-

schen konzentrire sich in dem Erziehungsgeschäfte seiner Nachkömmlinge. Doch wie sehr belehrt uns die Geschichte eines andern! Wie verwerflich erscheinen uns so viele Säze der Vorzeit, welche jeder der damals lebenden bei der Existens seiner Vernunft beschworen hätte. Allein es giebt kein Urtheil der Menge. Die Macht der Meinungen ist ein Zügel, um den sich viele balgen, den aber nur wenige, die sich verstehen, an sich reissen. Der Haufe wird mit diesem Zügel gelenkt, und jenen Weg, den ihm der Führer mit dem eisernen Stabe des Vorurtheils vorzeichnet, wird er so lange wandern, bis ein anderer den Plaz des erstern usurpirt, und eine neue Bahn beschreitet.

Wenn nun Aufklärung an die Stelle des frühern ein besseres sezt, so bringt sie Gewinnst, wenn auch dieser Gewinnst nach etlichen Jahrzehenden wieder Verlurst wird. Ich stelle hierüber folgenden Saz auf, den auch die Geschichte noch immer bewiesen

hat: die Aufklärung jedes Zeitalters, denn ein jedes hat welche gehabt, ist für dasselbe die beste. Ein höherer Grad würde Ueberreife, ein geringerer Zurücksinken in den Stand der thierischen Natur zur Folge gehabt haben. Die Resultate, die sich aus diesem Saze ziehen lassen, laufen alle darauf: jeder Zustand ist unter den ihn begleitenden Umständen der beste, jeder andere würde minder gut seyn, da, ohne die große Kette, an der das Schicksal der Menschen gekettet ist, gewaltsam zu sprengen, gar kein anderer Zustand als möglich gedacht werden kann. Das ganze Weltgebäude steht in strengster Wechselwirkung der Theile und des Ganzen — es giebt keinen Sprung in der Natur — sie bleibt ewig ihren Gesezen getreu. —

Aufklärung ist Pflicht der Menschheit, dazu sind ihr Geisteskräfte gegeben. Du sollst, denn Du kannst, ist der Wahlspruch der Natur, die uns mit glänzenden Beispielen vorangeht.

Aber woher kömmt es, daß auch Aufklärung ihre Gefahren hat? Die Ursache davon liegt in einem lückevollen Fortschreiten der verschiedenen Stände zur höhern Kultur. Man bemüht sich die niedern Kasten klüger und besser zu machen, und bedenkt nicht, daß die höhern Stände vorerst große Schritte vorwärts gemacht haben müssen, um in Verhältnisse mit jenen zu stehen. Man klärt die Jugend auf, und das ehrwürdige Alter spottet des sorgfältigen Strebens. Der Fehler liegt also in Hindernissen, die sich nur durch wenigere Einseitigkeit, und durch einen bedächtlicheren aber sicherern Gang heben lassen.

Davon will ich schweigen, daß das Beste, so auch die Aufklärung durch Mißbrauch üble Folgen nach sich ziehen kann, und mich begnügen, in diesem Aufsaze vielleicht einiges zur nähern Entwicklung des bisher immer noch sehr schwankenden Begriffes von Aufklärung beigetragen zu haben.

Ueber die Zeugungs-Kräfte der Natur im Allgemeinen.

Obschon über solch einer geheimen Operation der Natur, wie die Zeugung ist, das heiligste Dunkel schwebt, so läßt sich doch durch manchfaltige Erfahrungen, und daraus abstrahirte Vernunftschlüsse der berühmtesten Naturforscher wenigst im Allgemeinen einiger Aufschluß geben. Ehemals blieb man bei einer blossen Erzeugung durch Saamen stehen, allein die neuesten Beobachtungen in dem unerschöpflichen Gebiete der Naturkunde führten auf den Gedanken: ob nicht noch eine andere Art der Entstehung der Naturgebilde, oder vielmehr ob nicht eine ursprüngliche Zeugung möglich wäre? Die im Wasser, auf verwitterten Steinen, Erde, todten und lebenden aber alsdann kranken Organismen bemerkten Zeugungen spornten zu einer sorgfältigern Untersuchung an. Das Resul-

tat hievon war, daß man die Eintheilung der Generation in ursprüngliche und in Zeugung durch Fortpflanzung machte, und die Hypothese einer ursprünglichen Zeugung mit vielen Scharfsinne durchführte. Immer wird lieber das Ausserordentliche das Entferntere ergriffen, um den Reiz der Neuheit, den Ruhm der Erfindung für sich zu haben. Vorerst, dünkt mir, sollte bewiesen seyn, daß die Natur ihren durch Jahrtausende beobachteten Gang bei diesen Gebilden verläßt, und eine ganz eigne Art des Organisationtsprozesses einschlägt, daß der gewöhnliche Weg bei ihnen nicht zum Ziele führen könne, daß also die Natur einer grossen Ausnahme sich hier bediene. Allein sie hat nur Regeln, und jede scheinbare Ausnahme, die wir anzunehmen so geneigt sind, - ist ein selbstgemachter Vorwurf unsrer noch wenig geschärften Einsicht.

Diejenige Strenge, mit der sie ihre Geseze befolgt, sollte uns längst belehrt haben, nicht sogleich ihren Schritten auf der

Bahn des Ausserordentlichen nachzuspühren. Es dürfte wahrhaft einer Preisfrage lohnen, den wissenschaftlichen Aberglauben in seiner ganzen Blöße darzustellen, und wir würden erstaunen, wie weit er den sogenannten gemeinen an Zahl, Gewicht und Einfluß übersteigt.

Mag es seyn, daß durch Einfluß der Sonne auf unsern Planeten, durch die dadurch bewirkten Spielarten von Aktion und Reaktion, durch die ununterbrochene unzählbar modifizirte Thätigkeit der Elemente eigne Gebilde entstehen. Wer kennt die allbelebende Wirkung des Sonnenlichtes, wer kennt die Unentbehrlichkeit der Elemente zur Zeugung nicht? Aber ihrem blossen Zusammenwirken die Kraft einer eignen Schöpfung zuzugestehen, ist offenbar zu gewagt. Nie kann ihnen eine grössere Wirkung als Hervorlockung verborgener Keime und deren Ausbildnng zugesprochen werden. Der Begriff einer ursprünglichen Zeugung ist mit dem der Schöpfung identisch. Unter Schö-

pfung aber verstehe ich ein Werden aus Nichts. Die Stoffe müßten also erst durch Zusammenwirken der Elemente entstehen, geschaffen werden. Will man diese durch die Bedeutung: ursprüngliche Zeugung angegebne aber gewiß in keiner Hinsicht zu rechtfertigende Behauptung, da wir uns gar keine Idee von einer Schöpfung, einem Werden aus Nichts machen können, indem uns ein Zustand des Nichtseyns zu denken unmöglich ist, nicht zugeben, so bleibt nichts anders übrig, als zur Zeugung durch Saamen zurückzukehren, unter den man aber im eigentlichen Sinne die gehemnißvolle Vereinigung der verschiedenartigsten Stoffe zu einem Organismus nach unabänderlichen Gesezen des Lebensprinzipes versteht. Organismen werden zerstört, und aus ihren nun entbundenen Bestandtheilen sezt die unbegreifliche Hand der Natur neue Organismen zusammen. Können nicht die Keime zu einer werdenden Pflanze so gut in den Bestandtheilen eines Schutthaufens als in dem Blumenkelche einer Distel vorhanden seyn. Kann

die Luft, kann das Wasser, deren Zersezung nach tausendfältigen Erfahrungen eine Menge abgesonderter Stoffe enthält, nicht auch Saamen für das Moos, das auf alten Gemauern wächst, oder für die Pflanzengattung, welche durch mässiges Anspielen des Wassers an ein Schindeldach entsteht, in sich fassen? Haben wir schon die Labyrinthe der Natur alle durchirrt, um mit Bestimmtheit sagen zu können, daß eine so schnelle und blos durch veränderte Mischungen auch veränderte Zeugung, wie man bei den Infusionsthierchen nach verschiedenen Aufgüssen bemerkt hat, durch Saamen unmöglich sey?

Diejenigen Erfahrungen also, aus denen man eine sogenannte ursprüngliche Erzeugung ableiten will, sind blos Beweise, daß die Natur nicht überall so offen zu Werke gehe, als unzubefriedigende Neugierde es wünscht, daß die ewige Einheit derselben sich nur in unendlicher Manchfoltigkeit der Anschauung preisgebe, daß man

diesen äusserst künstlichen, und doch in seinen Wirkungen so einfachen Prozeß, von dem man nur so viel bereits entdeckt hat, als man braucht, um seine Unwissenheit recht tief zu fühlen, nicht von einer so rohen Seite betrachten müsse, als würden z. B. die Sämmen durch den Wind von einem Orte zum andern getrieben.

In der Natur herrscht ein beständiger Kampf der Kräfte. Ihre Vereinigung ist das Signal zu neuer Trennung. Eine ewige Wiederhollung des Scheidungs- und Wiedervereinigungsprozesses! Unendliche Spielarten derselben Stoffe!

Ueber Erziehung.

Wenn man einerseits sich von der Wichtigkeit des Erziehungsgeschäftes überzeugt, wenn man bedacht hat, von welch nachtheiligen Folgen eine verkehrte Erziehungsme-

thode für den werdenden Menschen und den künftigen Staatsbürger seyn muß, wie sehr sich hier das Interesse der gesammten Menschheit mit dem eines jeden Individuums vereinigt, wie schädlich verdorbene Theile durch die Macht der Gewohnheit, die sich in Generationen verbreitet und durch Generationen fortwirkt, auf das ganze ihren Einfluß äussern, und wenn man anderseits bedenkt, in welch' üblen Händen sich nicht selten die Erziehung befindet, wie sie gleichsam zum ewigen Behälter verjährter Vorurtheile dienen muß, wie alle Anlagen des Geistes und Herzens, alle körperlichen Gaben entweder niedergedrückt oder vernachlässigt werden, so regt sich mächtig der Wunsch nach Verbesserung in jedem Herzen, das für Menschenwohl schlägt.

Manchen hat die Natur mit physischen Anlagen ausgerüstet, die ein Meisterstück der Natur verrathen, allein Unwissenheit, Eigensinn und überspannte Maximen zerstöhren die schöne Form im Aufkeimen, und arbei-

ten mit eben dem Streben auf Vernichtung des kraftvollen Stoffes hin. Geistesfähigkeiten bleiben unbenüzt, und glücklich ist derjenige in dem sie nicht ganz erstickt werden, ihm bleibt doch wenigst noch die Hoffnung, daß der reife Mann die bunten Thorheiten, mit dem man ihn in seiner Jugend belastete, abstreifen werde. Sein erster reiner Blick aber wird dann mit einer Thräne über versäumte Jugendjahre getrübt. —

Man wird es sonderbar finden, daß ich bei dem gegenwärtig allgemeinen Streben, das wichtigste der Menschheit nach seiner Würde zu behandeln, mit einer Jerimiade beginne. Ich miskenne nicht, was bisher von denkenden Köpfen gewirkt worden ist, aber ich bin auch überzeugt, daß sehr vieles schief geschah, und noch das Meiste besonders für Volkserziehung ausser den Schulen zu thun übrig ist.

Mit banger Furcht denke ich an die Periode, wo die Vorliebe für Bearbeitung des Erziehungsgeschäftes in eben dem Ver=

hältnisse, als sie unter der Egyde der Mode vorangeschritten, und sich Wege gebahnt hat, zurücksinken, und die Menschheit neuerdings verwaißt seyn wird.

Die höchste Weisheit des Menschen, der mit Recht der Schöpfung an der Spize steht, liegt in einer gleichen Benüzung seiner unendlichen Anlagen. Eine Erziehung wie sie Sparta's Jugend genoß, wird eben so wenig seine Bestimmung ausfüllen, als eine gelehrte Erziehung, wie sie unser Theorienreiches Jahrhundert zum Muster aufstellt. In jener wird durch einseitige Ausbildung körperlicher Kräfte Geist und Herz mit ihren Ansprüchen an die Menschheit zurückgedrängt, in dieser wird das zarte Gebilde der schönen Menschenform durch übermäßige Geistesanstrengung in seiner Entwicklung gehemmt, und statt dem kraftvollen Manne ein siecher Schwächling ausgetauscht.

Die wichtigste Frage, deren Beantwortung den meisten Aufschluß über das Wesen der Erziehung giebt ist diese:

Was hat die Natur in den werdenden Menschen gelegt, und was hat sie der Erziehung zu thun überlassen?

Ich bin vollkommen überzeugt, daß der Mensch bei seinem Entstehen weder eine Anlage zum Guten noch zum Bösen als solchen mit sich bringe, daß er aber physische Vorzüge und Gebrechen ererben könne, und daß sohin die Temperaments-Eigenschaften der Eltern, so wie überhaupt das Wesentliche ihrer Konstitution auch in geistiger Hinsicht auf die Kinder übergehen könne.

Das sinnliche, eigentlich thierische im Menschen ist etwas schon gegebenes, das mit seiner Natur innigst verwebt schon bei seiner Entstehung im möglichsten Grade wirkend auftritt: das Höhere in uns, die geistige Kraft des Erkennens und die moralische des Handelns nach dieser Erkenntniß muß erst entwickelt, so zu sagen, geschaffen werden. Da nun bei diesen Kräften nur eine stuffenweise Ausbildung denkbar und da hiezu bei dem zarten Kinde noch nicht

einmal ein Anfang möglich ist, so bleibt es wohl sehr erklärbar, daß, wenn diese Kräfte nicht durch die Vernunft der Erzieher gleichsam ersezt werden, die thierischen Anlagen, die nur Befriedigung der Begierden zum Ziele haben, die schon in ihrer vollen Stärke gegeben sind, die Thätigkeitssphäre des Zöglings ganz allein ausfüllen, und schon einen mächtigen Vorsprung gewonnen haben, jede Art Bildung Hindernisse in den Weg legen, und daß der Erzieher an seiner Kunst verzweifeln muß. Hinweg also mit dem entehrenden Traumbilde eines radikalen Bösen! Der Mensch ist bei seinem Entstehen blos Thier. Er kann aber Mensch werden, und dafür, daß er es werde, sorge sein Zeitalter, in dem er auftritt! Es giebt also keine ursprüngliche Anlage zum Bösen, als etwas moralisch positiv Gegebenen.

Hieraus erklärt sich demnach das einseitige der ehemaligen Mönchserziehung, die nur ihre Individualität dem Zöglinge einpfropft, die nicht den geringsten Aufschwung

freier Geistesthätigkeit duldet, die statt ein weiser Führer zu seyn, den Eleven an den Kappzaum ihres Eigensinns und ihrer verschrobenen Ansichten von der Welt ausser ihrer Sphäre in einem bestimmten Geleise von Mistizismus und Andächtelei vor sich herjagt, ferner das einseitige der Philantropine, die sich das überwiegende sinnliche nicht in seine Schranken zurückzuweisen getraut, weil sie fürchtet, auch das genialische zu lähmen. Die Strenge verabscheut, weil sie misbraucht worden ist, endlich auch das Einsitige der gelehrten Erziehung, die in Bücherweisheit das höchste Ziel der Menschheit sezt, die körperlichen Anlagen am Studierpulte verkrüppeln läßt, und das moralische Gefühl durch einen zur Mode gewordenen und von den wenigst verstandenen Deismus abstumpft.

Der Geist des Erziehers umschwebe den Sprößling der Gattung wie ein schüzender und leitender Genius, er dringe ihm nicht seine Individulität auf, sondern huldige der Weisheit des Schöpfers, indem er den

zarten Keimen des werdenden Menschen in seinen Naturanlagen freien Spielraum gebe, ihn vom Bösen entferne, den Weg zum Guten vorwandle, und jeden Trieb in die Pfade des höchsten Zweckes unsers Daseins einweise, ohne das eigne des Zeitalters und die künftige Bestimmung des Zöglings nach der Sphäre seines Standes aus den Augen zu sezen.

Nur im innigsten Thätigkeits=Vereine der körperlichen, geistigen und moralischen Anlagen spricht sich die Bestimmung des Menschen aus, nur die Bahn, die uns die Natur in ihren erhabenen Gesezen vorschreibt, ist die Einzig ächte, und sie duldet ungerochen keine Fesseln!

Geist der Zeit.*)

Es ist ein großer Beweis unserer steten Vervollkommnung, daß wir dunkle Gefühle

*) Aurora, Jahrgang 1805 Stück 27.

in Worte zu kleiden wissen, ohne noch über ihren Begriff einig zu seyn. Das Gefühl legt hier dem Verstande Aufgaben vor, die er erst nach langem Kampfe der Ungewißheit zu lösen vermag. Es sucht sich ihrer zn entladen, und überläßt es den kommenden Zeitaltern, den Kampf der Stoffe im Reiche der Formen zu enden.

Jede Nation hat in jedem Zeitalter einen Geist der Zeit. Er ist der Grademesser der menschlichen Vollkommenheit. Da wir billig annehmen dürfen, daß ein Volk, das sich der Vollkommenheit einmahl zu nähern versucht hat, nie mehr stille stehen könne, sondern entweder steigen oder fallen müsse; da selbst das Stillstehen, gemäß dem Zwecke eines beständigen Fortschreitens, ein Fallen ist, so muß nothmendig jede nur etwas gebildete Nation einen Geist der Zeit haben. Die Verschiedenheiten desselben in verschiedenen Epochen hängen zu sehr von zufälligen Umständen ab, als daß sich ein bestimmter Mittelgrad anwenden ließe, der wenigstens in den meisten Fällen zuträfe.

Der Geist der Zeit umfaßt alle gebildeten Völker der Erde, aber auch jede einzelne Nation hat ihren Zeitgeist; er athmet in den mosaischen Mythen; er belebt die Schriften der Weisen Griechenlands; er leuchtet aus den Jahrbüchern unserer südlichen Erzieher hervor, spricht von dem Dreifuß der begeisterten Priesterinn herab, donnert aus den Mönchszellen über die Erde hin, und brütet in den Köpfen der Philosophen über das unbekannte Land schöne Träume. Daß der Zeitgeist bei jedem Volke einzeln aufgesucht, und dann erst aus seinen Theilen das Ganze construirt werden müsse, daß er aber vielleicht schon unter der Hand eines solchen Anatomen veralte, daß er mithin in jeder Zeit-Periode mehr oder minder seine Natur verändere, aber eine Nation, die nicht wie der Kamtschadale auf jede Annäherung zu einem höheren Standpunkte Verzicht gethan zu haben scheint, sich nie ohne ihn denken lasse — diese Säze liegen so klar vor Augen, daß sie nicht erst eines Beweises bedürfen. Aber was der Geist der Zeit eigentlich sey,

ob er in den Hütten des Landmannes, an den Altären der Gottheit, im Prunke des Hofes, oder am Pulte des Gelehrten zu finden sey — dieß ist die wichtige Frage, deren Beantwortung so schwierig dünkt. Wir dürfen nie vergessen, daß dieses Wort dazu geschaffen ist, den Zustand der gesammten Menschheit in ihrem Ganzen und in ihren Theilen auszudrücken, aber auch nicht, daß wir diesen Zustand nur aus einem Winkel der Erde, von Vorurtheilen groß gezogen, im steten Tausche mit ihnen wechselnd durchblicken und beurtheilen können. Welcher dieser aber sey, liegt nicht und kann nicht im Worte liegen. Jedem bleibt es selbst überlassen, sich einen Begriff davon nach dem Maße seiner Erfahrungen zu bilden, die er freilich oft sehr unrichtig, oft in einem zu kleinen Kreise mit geringem Beobachtungsgeiste oder desto größerer Nachläßigkeit, mit mancherlei Vorliebe gemengt, aufgefaßt hat.

Wenn wir bedenken, wie so ganz subjectiv alles dieses ist, so kann uns die Erscheinung

nicht mehr auffallen, daß sich die meisten Begriffe vom Zeitgeiste so verworren und widersprechend zeigen. Um den Zeitgeist gehörig entwikeln zu können, müssen wir ihm wohl im Detail bei einzelnen Völkern nachspüren, aber uns zugleich vor einem Falle hüten, der so gewöhnlich geschieht, nämlich die Resultate, die man aus einem Theile gezogen hat, zu denen des Ganzen zu machen. Wenn wir den Geist unseres oder eines verflossenen Zeitalters zergliedern wollen, so müssen wir uns vorerst die Frage stellen: Auf welcher Stufe der Kultur steht oder stand jedes Volk? Haben wir jede Nation durchlaufen, sie am Pfluge, in der Werkstätte, vor dem Throne der Gottheit, im Circus, auf der Börse und in den Kabinetten der Regenten beobachtet, so enden wir die ungeheure Arbeit damit, uns zu fragen: Worin kommen alle Völker mit einander überein, worin weichen sie von einander ab? Die Vereinigungs- und Unterscheidungspunkte gehen als Resultate aus dieser Untersuchung hervor. Nun brauchen wir nur noch, ge-

mäß einer gehörigen Abstraktion, das oberste Resultat zu ziehen, und wir sind am Ziele.

Wir haben hier bloß die Methode gesehen, den Zeitgeist aufzusuchen; allein die Frage gehörig zu lösen: Welchen Werth hat unser Zeitgeist für sich, und in Vergleich mit vorigen Jahrhunderten? — dazu stehen uns alle jene Hindernisse im Wege, die der Verbindung aller subjektiven Ueberzeugung zur absoluten Wahrheit entgegen stehen. Bei einem nur wenig scharfen Blicke werden wir in den meisten Urtheilen die Vorurtheile und Lieblingsneigungen eines jeden im Hintergrunde erblicken, wenn sie nicht in das Ganze so künstlich verwebt sind, daß nur ein geübtes Aug dazu gehört, durch allen diesen Schein durchzublicken. Wer wagt es, seine Vortheile und Nachtheile gehörig zu würdigen, und uns genau den Punkt anzugeben, um den wir weiter gerückt oder zurück getretten sind? Wer kann mit ächten Bewußtsein behaupten, alle Fes=

seln des Vorurtheiles abgestreift zu haben? Ist nicht die Meinung, kein Vorurtheil zu haben, vielleicht das größte? Wenn der gemeine Mann sagt: die Welt wird immer schlimmer, so versteht er darunter den Zeitgeist. Der gebildete Mann sagt: die Welt wird immer besser, und beide haben Unrecht, so lange nicht erwiesen ist, daß der Mensch sich der Vollkommenheit ununterbrochen und ohne Rückfall nähere. Wie schwankend ist nicht schon der Begriff von Vollkommenheit? Noch vor ein Paar Jahrhunderten verstand man jene religiöse Mißgeburt darunter, die Schwärmer und Tollköpfe heiligte; und nun ist ein edler Mensch und ein guter Staatsbürger das Ziel, nach dem wir ringen. Jenem Begriffe, der auch noch jezt eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Anhängern hat, verdanken wir die Gräuel unvergeßlicher Religions-Kriege; diesem auf den Flügeln der Litteratur empor gehoben, menschlichere Kriege und Friede im Innern. Die Uebergänge von einem zum anderen gleichen denen

von einem verheerenden Gewitter zum freundlichen Sonnenblicke und zum Wiederaufleben der gebeugten Natur.

Vorurtheil, Irrthum, Wahn. *)

Man ist längst über die Schädlichkeit der Vorurtheile einig, sucht ihr Ansehen und ihren Einfluß auf den Menschen so viel möglich zu schmälern, und dennoch gibt es so viele, die aus einer falschen Ansicht der Sache manche Vorurtheile für unschädlich, manche sogar für heilsam erklären.

Wenn es Pflicht des Menschen ist, was doch wohl nicht geläugnet werden kann, seine höheren Anlagen so viel möglich zu be-

*) Aurora, Jahrgang 1805 Stück 55.

nuzen, so mag ein Vorurtheil noch so unschädlich, es mag sogar heilsam seyn, er ist verbunden, es durch Aufhellung seiner Begriffe abzustreifen, und was ihre Vortheile betrifft, so fließen sie aus einer unreinen Quelle, und sind also schon zum voraus zu verwerfen.

Vorurtheil bedeutet eigentlich ein Urtheil, das man gefällt hat, ehe man tief genug in den Gegenstand, über den man urtheilen will, eingedrungen ist, um aus Ueberzeugung sprechen zu können. Subjectiv genommen ist es also eigentlich kein Urtheil, uud objectiv ist es ein falsches; denn es stellt gewöhnlich einen Satz als Regel auf, der durch eine Menge von Ausnahmen, die selbst eine Regel zu bilden im Stande wären, vollends aufgehoben wird.

Irrthum hat ein eigenes Urtheil zum Grunde, das zwar logisch richtig ist, jedoch auf falschen Voraussezungen beruht. Die Begriffe sind dabei nicht gehörig aufgehellt.

Da es uns aber darum zu thun seyn muß, zu einer immer reineren Erkenntniß zu gelangen, das unächte auszuscheiden, und im beständigen Fortschreiten zur Wahrheit, wie sie Vernunftwesen möglich ist, im Bewußtseyn unserer Pflicht dahin zu leben, so muß unsere angelegentlichste Bemühung seyn, unsere Irrthümer zu berichtigen, und ein besseres Wissen an deren Stelle zu sezen.

Man stellt gewöhnlich den Wahn in die nämliche Klasse. Allein dieser ist kein ausgebildetes Produkt des Verstandes, sondern ein dunkles Gefühl, das den Menschen in selige Träume wiegt; es kommt zwar zu deutlichen Begriffen, aber eben jener Genuß, den er uns verschafft, verscheucht jede Ahndung, daß es bloß Wahn sey. Die schönste Täuschung unsers Lebens ist der Glaube an die Menschheit, und wie leicht ist er dahin! Kein Weg führt schneller zum Misanthropen, als wenn Umstände oder unsere Mitbrüder uns die schwarze

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Seite unserer Gattung recht grell vor das Licht stellen. Das sterbliche Auge verträgt es nicht, es flieht vor sich selbst, und blickt mit Verachtung auf die Hülle, die ihn an diese Menge fesselt, durch die er an der verworfenen Erde klebt.

Unterschied des Verstandes von der Vernunft. *)

Wollte man beide Worte für gleichbedeutend annehmen, so müßten nothwendig Zweifel entstehen. Warum trennte man sie denn bisher so sorgfältig — würde man fragen — man mußte doch einen Unterscheidungsgrund haben? Welcher war dieser? Diese Fragen beantworten sich alle dadurch, daß man untersucht, ob sich wirklich ein solcher Unterschied, den man bisher mehr ahnden als wissen mochte, auffinden lasse, und von welchem Gehalte er sey.

---

*) Aurora, Jahrgang 1805 Stück 63.

Die Vernunft, sagen die Rechtslehrer, ist in jedem Menschen gleich. Ob dieser Ausspruch nicht zu überspannt sey, ob er nicht geradezu für falsch erklärt werden könnte, soll die Folge lehren.

Der Verstand verhält sich zur Vernunft wie die Form zu ihrem Stoffe. Jener ist ewig und unabänderlich wie die Natur des menschlichen Geistes, diese modifizirt sich in jedem Individuum anders, ist formlos, folglich ein Chaos, und uur durch den Verstand erkennbar, da überhaupt die Erkennbarkeit eines Gegenstandes nur durch Formgebung möglich und durch sie bedingt ist. Die Schlüsse, welche der Verstand zieht, sind die Form für den Stoff, welchen die Vernunft verarbeitet, und haben den Charakter der Allgemeinheit an sich. Beide, Verstand und Vernunft sind aber beständig thätig; da jedoch die Vernunft in der Sinnenwelt bald einseitig, bald durch Mißgriffe und nach Täuschung aufgefaßt hat, so ist es sehr leicht moglich, daß

Fehlschlüsse gezogen werden. Diese kommen aber alle auf Rechnung der Vernunft. Der Schluß ist seiner Form nach richtig, allein die Voraussezungen, auf die er gebaut ist, und welche die Vernunft geliefert hat, sind falsch. Ein Mißton in der harmonischen Zusammenwirkung der Geseze des Verstandes fällt sogleich ins Ohr, während eine falsche Idee durch Jahrhunderte genährt wird, und nur nach langem und hartnäckigem Kampfe zu Grabe geht.

Die Vernunft hat denjenigen Vorzug vor dem Verstande, den der Stoff vor der Form hat, beide sind gleich unentbehrlich, eines ist durch das andere bedingt, beide sind an und für sich selbst thätig, und diese ihre Thätigkeit äußert sich in so ungetheilter Wechselwirkung, daß diese geheimen Operationen des Organismus selbst dem feinsten Späherblicke unerreichbar sind.

Die Vernunft kann ihre Kräfte nicht überfliegen, was sie doch so sehr wünschte, sie kann also über alles, was außer der

Spähre ihrer Wirksamkeit liegt, nur Träume bilden. Aber selbst hierbei bleibt das formgebende Prinzip nicht müßig, und gibt denselben Erkennbarkeit. Die Erkenntniß der Wahrheit an sich liegt außer ihrem Kreise. Also alles, was sie uns vorlegt, ist bloß Wahrheit durch sie und in ihr, da sie sich selbst nicht übertreffen kann, folglich immer ein trügerisches Organ bleibt, durch das die Wahrheit angeschaut wird. Der wahrnehmbare Unterschied des Verstandes von der Vernunft liegt also in ihren Funktionen. Die Vernunft erkennt, und der Verstand formt das Erkannte, und macht es so auch erkennbar. Die Vernunft würde aber ohne den Verstand nicht erkennen, so wenig dieser ohne sie formen könnte. Beide sind sich in ihren Wirkungen aufs engste koordinirt, und so fein in einander verwebt, daß, wenn man sie trennen wollte, sie in ein Nichts verschwinden würden. Es möchte also genug seyn, ihre Wirkungskreise ausgespäht, ihre Funktionen erkannt, und

ihr immer reges aber unerforschliches Wechselwirken angestaunt zu haben.

Humanität.*)

Wir haben so viele Worte, über deren Begriffe wir noch nicht einig sind. Die natürliche Folge hiervon ist, daß jeder nach seiner eigenen, oft sehr verschrobenen Ansicht sich Begriffe bildet, und daher der eigentliche Sinn eines Wortes sehr verunstaltet wird. Ob und wie oft dieß der Fall schon mit dem Wörtchen Humanität gewesen seyn mag, will ich nicht untersuchen, sondern mich begnügen, die ächte Bedeutung desselben aufzufinden.

Humanität ist lateinischen Ursprunges. Die ganze Staatsverfassung der Römer war das sprechendste Bild der Humanität, wenn

*) Aurora, Jahrgang 1805 Stück 50.

man ihren Sklaven = Stand abrechnet, der aber überhaupt mit ihrer Bildung im grellsten Kontraste stand. Ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich behaupte, daß, obgleich jezt so sehr mit diesem Worte gespielt wird, wir kaum den Schatten jener Humanität besizen, wie sie unter republikanischen Helden im Umtausche war. Freilich war sie nicht so sentimentaler Natur, wie diejenige, auf die wir uns so viel zu gute thun, aber sie hatte desto mehr inneren Werth. Alle Vorzüge, die bei uns geltend gemacht werden können, konzentriren sich in dem Glanze eines Fürstenthrones. Was nicht von diesem erhabenen Brennpunkte beleuchtet wird, und von da sein Gepräge erhält, ist verschlagene Münze.

Der ächte Sinn des Wortes Humanität ließe sich durch Gefühl für Menschenwürde am bestimmtesten erklären, und ist eine holde Eigenschaft, die aus dem Herzen quillt, und vor dem leisen Ahnen höherer Kräfte in sich und in anderen ihrer

Gattung die Hand eines weisen Schöpfers erkennt. Der reinste Ausdruck der Humanität liegt in Fichte's Motto: „Was Menschenantliz trägt, sei dir heilig."

Nur dadurch daß wir unsere Gattung ehren, ehren wir uns selbst. Hat das Ganze keinen Werth, so haben die Theile schon zum voraus keinen. Gefühl für Menschenwürde ist uns also durch den Trieb nach Selbsterhaltung schon angeboren. Aber nicht bloß die einfache Würde als Mensch ist es allein, der wir Verehrung durch ein humanes Betragen zollen. Je mehr das Individuum seine Bildungsfähigkeit benuzt, je mehr es diese angeborne Würde durch Veredlung seines Wesens erhöht, desto mehr muß die Achtung steigen.

Humanität ist es, das Verdienst, wo es immer sey, zu schäzen; Thorheit aber, nur für das Gepräge Sinn zu haben, das zufällige Verhältnisse gleich einer Münze aufdrücken, und das nicht selten gleich jener den hohen Garanten Lügen straft.

Staatswissenschaft.

Ueber Entstehung der Staaten nach der Idee.

Wenn wir auf die ursprüngliche Entstehung der Staaten zurückgehen, um einen Maasstab zu bekommen, nach dem wir die gegenwärtig bestehenden Staaten in ihrem ganzen rechtlichen Umfange zu beurtheilen im Stande gesezt werden, so ist es nicht der rein historische Weg, der uns befriediget dieser giebt uns nur schäzbare Resultate, aber bei weitem nicht das Gesuchte. Wenn wir der Vollkommenheit uns beständig zu nähern bemühen, so müssen wir uns Ideale zum Vorbilde schaffen. Die Vernunft giebt uns diese, sie steckt uns das Ziel nach dem wir hinanstreben müssen. Von ihr müssen

wir also auch hier ein Ideal erwarten, und zwar das Ideal eines Staates, wie er seyn sollte. Die Vergleichung desselben mit den Staaten, wie sie sind, giebt uns als Resultat, was ihnen noch fehlt, um das zu seyn, was sie seyn könnten. Auf diesem sehr einfachen Wege nähern wir uns der Vervollkommnung.

§. 1.

Annäherung zur Vollkommenheit ist jedoch nicht denkbar, wenn die ersten Bedürfnisse noch unbefriedigt gelassen sind. Der Mensch muß zuvor als Thier sein Daseyn in der Natur gewurzelt haben, um als Mensch auftretten zu können. Erhaltung seiner Existens ist die einzige Bedingung dazu. Er tritt schon mit dem hohen Sinne eines Erdenbeherrschers in die Welt. Nur Wesen seiner Art, die mit gleichen Ansprüchen gebohren werden, theilen diese Herrschaft über die Schöpfung mit ihm.

§. 2.

Jeder von diesen hat ein Recht, sein Daseyn zu begründen, und zu erhalten, keiner von ihnen ist an gewisse Gegenstände ausschliessend gebunden. Alle haben ein Recht auf alles, denn keiner hat einen Vorzug, da nichts vorhanden ist, was ihm diesen geben könnte, und die Natur jedem den Charackter eines Erdenbeherrschers mit dem gleichen Siegel der Vernunft aufgedrückt hat. Wenn nun mehrere Neigungen auf einen bestimmten Gegenstand hinwirken, und alle ihr Recht darauf ausschliessend geltend zu machen suchen, so sind Kollisionen unvermeidlich. Sicherheit des Daseyns und derjenigen Gegenstände, deren Besiz unbedingtes Erfoderniß zur Erhaltung desselben ist, werden dadurch gefährdet. Die individuelle Existens wird durch die Gesamtexistens bedroht.

§. 3.

Hier tritt der Mensch das erstemal als Vernunftwesen auf, um seine Thierheit zu

vertheidigen. Die Gesammtvernunft beschränkte die individuelle Thierheit, um jene durch diese und diese durch jene zu retten, ausserdem unaufhaltbare Vernichtung aller Koexistens und durch sie auch aller individuellen Existens erfolgt wäre. Die Vernunft theilte, wo Gesammtbesiz sich selbst zerstöhrt haben würde, und wies jedem seine Rechtssphäre an, über die hinauszuschreitten höchstes Unrecht wäre.

§. 4.

Aber eben diese Vernunft traute sich selbst zu wenig Selbstständigkeit zu, um nicht einen Rückfall befürchten zu müssen. Sie hatte an der Thierheit eine mächtige Feindin. Zwar hatte jeder das Recht, denjenigen, der seine Rechtssphäre überschritt, zurückzutreiben, allein die Erfahrung lehrte, daß nicht immer physisches Uebergewicht den rechtlichen zur Seite stehe; diesem konnte nur dadurch abgeholfen werden, daß durch fremde Kraft die physische desjenigen, dessen Rechte verlezt werden, gegen den Verlezer

erhöht wird, und zwar in dem Grade, als es nöthig ist. Die Vernunft stellte hier den Saz hin: der rechtliche Wille aller soll gegen den widerrechtlichen Willen einzelner aufgebothen und also Gesammtkraft gegen individuelle zu Felde stehen.

§. 5.

Diese Vereinigung der Gesammtvernunft und Gesammtkraft gegen die Thierheit kann, da kein höherer Wille Unterwerfung gebiethet, nur durch Vertrag, durch Selbstbeschränkung zwischen der Vernunft der Individuen entstehen. Das was aus diesen Vertrag hervorgeht, dieses Produkt der Vernunft nennen wir Staat und jenen Vertrag, aus den sich dieser gründet, den Staatsgrundvertrag.

§. 6.

Sicherung der Rechte ist der Zweck, den wir bei Errichtung eines Staates vor Augen haben. Ist aber einmal unsere Thierheit durch die Existens eines Staates gesichert, dann tritt die Menschheit mit ihren hö-

hern Foderungen auf, und stellt Vervollkommnung und dadurch Veredlung ihrer selbst durch die Individuen nach allen Richtungen als Zweck im Staate auf.

§. 7.

Hiernach ergiebt sich folgende Skizze.

I. Die Erhaltung des Staatsvereins stüzt sich

1) auf Sicherung der Individuen oder des Staates gegen Verlezungen ihrer Rechte, Justiz. Diese theilt sich

a. in Sicherung des Staates gegen Angriffe auf die nothwendigen Bedingungen seiner Existens, Kriminalgerichtsbarkeit,

b. Sicherung individueller Rechte gegen individuelle Angriffe, Civilgerichtsbarkeit,

c. Vorbeugungsmittel, um alle Rechtsangriffe der Individuen gegen Individuen, willkührliche Gerichtsbarkeit,

d) oder der Individuen gegen den Staat zu verhindern, formelle Jurisdiktion.

2) Sicherung des Publikums vor den Rechtsverlezungen und Gefahren der Menschen, der Thiere, der Elemente, Polizei

3) Sicherung der Rechte des Staates gegen Angriffe anderer Staaten

a) auf dem Wege der Politik, Gesandtschaftsrecht

b) der Gewalt, Militärgewalt.

II. Die Vervollkommnung theilt sich in technische, geistige und moralische.

1) Technische Vervollkommnung

a) durch Erhaltung und Vermehrung des Nationalreichthumes Staatswirthschaft

b) durch kluge Verwaltung des Staatsvermögens, Finanzwissenschaft.

2) Ausbildung geistiger Produktivität durch Institute

a) der Erziehung, deutsche Schulen, Gymnasien, Philantropien,

b) der Gelehrsamkeit, Universitäten und Akademien.

3) Moralische Vervollkommnung durch freien

a) Religionskultus und

b) Religionslehre jeder Sekte.

Somit möchte die Begründung der Staaten nach der Idee nachgewiesen seyn.

Versuch einer Entwickelung des Begriffes von Polizei *).

Obschon bereits so manche Versuche zur Entwickelung einer reinen Idee von einer der wichtigsten Staatsanstalten, der Polizei, nicht ohne den besten Erfolg gemacht wurden, wage ich es dennoch in der besten Ueberzeugung, daß die Akten der Publizität hierüber noch nicht geschlossen sind, einen kleinen Versuch darzulegen, der das Resultat meines Nachforschens über diesen vorzüglich seit einigen Jahren so sehr zur Sprache gekommenen Gegenstand enthalten soll.

Ich trenne den Zweck, das Subjekt und Objekt der Polizei genau von einander.

Zweck der Polizei ist Erhaltung der allgemeinen Sicherheit in allen Theilen eines gegebenen Staates (Landes-Polizei),

*) Allgem. Kammeral-Korrespondent. J. 1807. St. 58.

oder innerhalb eines bestimmten Gebietes desselben, (Lokal-Polizei).

Subjekt der Polizei, d. h. dasjenige moralische Wesen, welches den Zweck der Polizei für sich in Anspruch nimmt, ist das Publikum, als eine durch Lokalität bestimmte Anzahl menschlicher Wesen.

Objekt der Polizei, d. h. solche Gegenstände, gegen welche die Total-Thätigkeit derselben gerichtet ist, sind Verlezungen der Rechte des Publikums auf allgemeine Sicherheit.

Der ganze Begriff der Polizei stellt sich also im Folgenden dar:

Polizei ist eine Staatsanstalt zur Sicherung des Publikums gegen Verlezungen seiner Rechte.

Das Publikum hat zwar seine Rechte dem Wesen nach mit dem Individuo gemein, aber dadurch, daß die Folgen der Verlezung derselben in verschiedenen Graden der Wahrscheinlichkeit auf das Allgemeine einwürken,

gewinnen sie eine andere Ansicht, und erscheinen ganz getrennt von jenen.

Ein Kaufmann, der falsches Gewicht führt, betrügt nicht mich allein, sondern alle die Hunderte, die jährlich bei ihm einkaufen. Er betrügt also das Publikum, d. h. jene ganze unbestimmte Reihe von Menschen, die bei ihm abnehmen.

Das Publikum hat also das Recht zu fordern, daß für allgemeine Sicherheit auf Strassen und öffentlichen Plåzen gesorgt, daß es durch falsche Gewichte oder schädliche Waaren nicht betrogen, daß es nicht bestohlen, nicht beraubt, daß die Gefahr der Elemente so viel möglich beseitiget, daß der Verbrecher sogleich unschädlich gemacht werde. Alle diese Rechte giebt ihm der Staat, da er die Verbindlichkeit zur Handhabung der allgemeinen Sicherheit auf sich nimmt.

Nach dieser Ansicht dürften sich die Grenzen gegen das Gebiet der Zivil- und Kriminal-Gerichtsbarkeit, der Gewerbs-Direktion u. dgl. sehr leicht abstecken lassen.

Die Verhältnisse und Beziehungen, in welchen das Publikum erscheint, sind ganz verschieden von denen, in welchen Gemeinden eines Ortes, Korporationen u. dgl. sich befinden. Leztere sind moralische Personen, und durch mehrere Bande als die der Lokalität an einander gekettet. An ihrer Gemeinschaft können Fremde, Unbegüterte, die Dienst-Klasse, u. dgl. keinen Antheil nehmen. Das Publikum hingegen hat keinen andern Anhalt-Punkt als den der Lokalität eines gegebenen Staates, oder eines bestimmten Theiles desselben. Von ihrem Vereine ist kein Individuum ausgeschlossen; der Fremde sowohl als der einheimische, der unthätige Greis, das schwache Kind nimmt so gut daran Antheil als der thätige in alle gesellschaftlichen Verhältnisse verflochtene Staatsbürger.

Die Rechte des Publikums tragen das Gepräge der Allgemeinheit, der Publizität. Beispiele werden die Sache deutlicher machen. Erhebt ein Individuum Klage gegen einen

Bäcker, der das Brod unter dem Gewichte bäckt, das von der Polizei als das gesezliche angekündet ist, so nimmt es ein Recht zur Sicherung gegen Betrug in Anspruch, das ihm als einem Theile des durch diese Handlung des Bäckers gefährdeten Publikums zusteht. Klagt es aber gegen den nämlichen Bäcker, der ihm nach einem zwischen ihnen beiden geschlossenen Vertrage für eine bestimmte Quantität Mehl ein bestimmtes Quantum Brod hätte liefern sollen, so fällt diese Handlung schon in die Kathegorie von Privathandlungen zurück.

Dem Publikum und sohin auch der Polizei ist es gleichgültig, ob in einer Stadt 10 oder 20 Schneider zu arbeiten befugt sind; es hat das Publikum kein Interesse dabei, so lange nur so viele da sind, als dessen Bedürfnisse heischen. Einer weisen Staatswirthschaft, und dem hier einschlagenden Zweige derselben, der Gewerbs-Direktion aber muß daran liegen, daß die Gewerbe weder zu sehr vertheilt, noch bis

zu Monopilien beschränkt werden. Aber es wage ein Mal ein Krämmer ohne Vorsicht und Auswahl Gifte zu verkaufen, ein Fleischer ein in einer bösartigen Krankheit gefallenes Stück Vieh auszuhauen, sogleich wird das Publikum seine Stimme erheben, und die Polizei ins Mittel tretten.

Die Rechte des Publikums bei einem begangenen Verbrechen sind gegen mögliche Fortsezung desselben gesichert, wenn der Verbrecher ins Gefängniß gebracht, sohin unschädlich gemacht ist. Den Verbrecher abhören, und die Untersuchung vornehmen, gehört dem Kriminal-Richter. Die Polizei hat das ihrige in dem Momente gethan, als der Verbrecher seine Freiheit verlohr. Mehr als Sicherung der Rechte des Publikums hat sie nicht zum Zwecke.

Ich sehe nicht ein, warum man Sorge für öffentliches Vergnügen, und für Bequemlichkeit in den Begriff von Polizei hineinzwängen will. Was hat sie mit allgemeiner Sicherheit zu schaffen? Wir dürfen

bei Aufstellung eines Begriffes von Polizei nicht von den inkonsequenten und schädlichen Vermengungen dieses durch Vereinigung der Executiv-Gewalt mit der gesezgebenden so gefährlichen als nüzlichen Staatsgeschäftes mit andern, die nur die entfernteste Aehnlichkeit haben, ausgehen. Nicht was ist, sondern was seyn soll, sey das Loosungswort unserer Vernunft.

Daß aber dir Polizei nicht erst auf Auffoderung zur Thätigkeit warten dürfe, sondern durch kluge Einrichtungen allem möglichen Uebel im Innern eines Staates vorbeugen müsse, versteht sich ohne Erinnern von selbst.

In wie weit nun diese Begriffsentwicklung als richtig und erschöpfend angenommen werden könne, muß dem höhern Scharfblicke geübterer Denker überlassen bleiben, und ich bin hinreichend befriedigt, wenn darin das ungetrübte Streben nach Wahrheit nicht verkannt wird.

Versuch einer Entwickelung des Begriffes von Finanz- und Staatswirthschaft. *)

Ich trenne, überzeugt von den wesentlichen Vortheilen dieser Methode, um zu einer erschöpfenden Begriffs-Bestimmung zu kommen, Zweck, Subjekt und Objekt von einander und gebe dann in der Wiedervereinigung dieser drei Momente den Begriff selbst. Zweck der Finanz-Wissenschaft ist: möglichst beste Benüzung des zur Erhaltung und Vervollkommnung der Gesellschaft bestimmten und durch Beiträge der Individuen zu erhebenden Staatsvermögens.

Subjekt der Finanzen ist: das Repräsentativ-Korps der Nation mit seinen mannichfaltigen Bedürfnissen. Objekt derselben sind die Kräfte der Nation in Beziehung auf jene Bedürfnisse.

---

*) Allgem. Kammeral-Korrespondent. J. 1809. St. 116.

Die Finanz-Wissenschaft stellt daher Grundsäze auf, über die bestmöglichste Benuzung des Staatsvermögens in strenger Ausgleichung des Bedürfnisses mit den dienenden Kräften.

Das Motto, welches jedem Buche für Regenten oben anstehen, und jeder Fürsten-Handlung zum leitenden Prinzipe werden soll, ist: Ehre Recht und Menschen-Würde. — Bei keiner in das praktische Leben eingreifenden Wissenschaft kann die Beobachtung dieser Foderung wichtiger seyn, als gerade bei dieser, wo über eingebildeten Bedürfnissen andere vergessen werden könnten. Die Finanz-Wissenschaft bietet mannichfaltige Berührungs-Punkte mit ihren nachbarlichen Wissenschaften, der sogenannten Kammeral- und Staatswirthschaft.

Ich beschränke den Begriff der Kammeral-Wissenschaft auf die bestmöglichste Benuzung der herrschaftlichen Domainen und betrachte sie als einen Zweig der Staatswirthschaft; denn Domainen sind eigentlich

National = Güter, die einem zeitlichen Regenten zum Genuße überwiesen sind.

Um aber die Gränze der Staatswirthschaft und Finanz ins Auge fallend anzugeben, reihe ich die Begriffs = Bestimmung der erstern auf eben gewähltem Wege an.

Zweck der Staatswirthschaft ist: Erzielung des höchsten Wohlstandes der Nation durch Vermehrung des National = Reichthums.

Subjekt derselben ist: die Nation in ihren mannichfaltigen Beziehungen als produzirend, verarbeitend, kommerziel und konsumtiv.

Ihr Objekt endlich ist: die Summe des eigentlichen National = Vermögens in seinem innerlichen Verhältnisse.

Die Staatswirthschaft hat daher zur höchsten Aufgabe: die Vermehrung des Reichthumes einer Nation nach ihren verschiedenen Thätigkeits = Formen, und den innern und äußern Verhältnissen ihres Vermögens.

So sehr gänzliche Passivität dieser Staats-Behörde schädlich seyn würde, so zweckverfehlend ist dabei direkter Zwang, und unmittelbares Eingreifen.

Sie soll die Nation zur Industrie ermuntern, ihr Mittel an die Hand geben, und jedes schädliche Prinzip entfernen. Würkt dieses nicht, so soll sie überzeugt seyn, daß entweder andere tiefer liegende Ursachen sich entgegen stemmen, oder daß sie die rechte Methode, diese Mittel anzuwenden, verfehlt habe.

Polizei ist das Läuterungs-Organ der Industrie von ihren schädlichen Potenzen. Da nun aber Finanz- und Staatswirthschaft in ihrem Würkungskreise das Objekt mit einander gemein haben, ihr beiderseitiges Interesse sich auf ganz verschiedene Wege trennt, und daher zwei entgegengesezte Pole bildet, so muß ein vermittelndes Prinzip ihre Wiedervereinigung bewürken. Denn in der großen Staats-Maschine muß jedes in die Fugen eines andern eingreifen, wenn nicht

Zerstörung ihr endliches Loos werden soll. Dieses vermittelnde Prinzip aber kann kein anderes als der Total-Zweck des Staats-Organismus seyn, in dem sich die entgegengesezteſten Partial-Zwecke indifferenziren müssen, d. h. jener höchste Zweck der Vernunft, zu dem sich alle andern Zwecke wie Mittel verhalten. Das Schema, welches die Vernunft der Menschheit als Aufgabe vorlegt ist aber:

Erhaltung, Vervollkommnung, Veredlung unsrer Gattung durch Ausbildung unsrer physischen, technischen, geistigen Anlagen.

Diese Aufgabe ist eine unendliche, und muß es auch seyn; denn welches Thätigkeits-Prinzip, sohin welcher Zweck des Daseyns bliebe den kommenden Geschlechtern, wenn die Vorwelt dieses große Problem schon gelößt hätte?

Sollte ich hier die Begriffe schief aufgefaßt haben, so wird eine Berichtigung mir

um so willkommner seyn, als meine Tendenz einzig und allein auf Wahrheit und Ueberzeugung des Bessern hinzielt.

Ueber Begründung der Staaten.

Die ursprüngliche Idee, welche der Bildung der Staaten zum Grunde liegt, ist die des Rechts. Freiheit unterscheidet den Menschen von vernunftlosen Thieren, und leblosen Produkten der Erde. Die Seele der Freiheit aber ist Erhaltung ursprünglicher und erworbener Rechte. So wie nun Individuen in eine Gesellschaft zusammentretten, theilt sich in der Erscheinigungswelt das Recht, welches an sich nur eines seyn kann, aber in den Aeusserungs-Formen verschieden ist, so wie Gesammtheit und Individuen sich trennen, und scheinbar verschiedene Interessen bilden, in die beiden Pole

des Rechtes der Staaten und der Einzelnen. Das höchste Ziel der Staats-Gesellschaften ist und kann kein anderes seyn, als die Erhaltung der Einheit auch unter den mannichfaltigsten Formen. Nur da, wo diese sich in ihrer Reinheit erhält, ist höchste Vollkommenheit denkbar, nur da, wo das Interesse der Regierten und des Regenten, der Einzelnen und des Repräsentanten der Gesammtheit gleichsam in eines zusammenfliessen, herrscht Vollendung der großen Aufgabe unsers Daseyns! — Es giebt keine Trennung, keine Gegensäze in der Natur! Alles, was uns als solches erscheint, ist subjektiv, ist Kampf unserer Beschränktheit mit den erhabenen Gesezen derselben.

Erst dann, wenn die Idee des Rechtes in einem Staate unauflösbar begründet, erst dann, wenn unsre phisische Existens in den möglichsten Zustand der Gefahrlosigkeit übergegangen ist, erst dann fühlen wir noch ein höheres Streben in unserm Innern. Wir überzeugen uns immer mehr, daß der

Mensch mit seinen unerforschlichen Anlagen noch mehrere noch eben so wichtige Ziele vor sich habe. Diese mit jenem Urzwecke in genauester Verbindung fassen wir in dem Begriffe von Glückseligkeit zusammen, die als äußere und innere uns erscheint, aber nur in ihrem höchsten Vereinigungspunkte in ungetrübter Indifferenz als wahre Glückseligkeit gedacht werden kann.

Der Staat und an seiner Spize der alles lenkende Regent hat also das wichtige Thema vor sich, beide im größtmöglichsten Grade zu befördern. Die Mittel dazu sind ihm durch die alles beugende Macht der Geseze gegeben.

Erstere wird dann am besten gedeihen, wenn das Streben nach Industrie, als die bestmöglichste Verwendung seiner phisischen und Verstandeskräfte zur Produktion allgemein wird, und sich der kräftigsten Unterstüzung von Seite des Regenten zu erfreuen hat, leztere, wenn höchste Moralität durch wahre Aufklärung befördert wird.

Daher folgendes Schema:

Intellektuelle
Ausbildung

Technische, Moralische,

Erstere ist Indifferenz, theilt sich in der Erscheinung in die beiden Pole der Technick und Moral. Leztere sind nur durch und in der Erstern etwas, und nur in jenem Punkte, wo beide sich bis zur Auflösung im Erstern nähern, herrscht Vollkommenheit. Man hat bisher sich eifrigst bemüht, Moralität und Recht auf das strengste zu trennen, und deshalb die ungereimtesten Rechtsprinzipien aufgestellt, allein sollen wir zu einer willkührlich angenommenen Trennung zurücksinken, während wir dem höchsten Ziele der Einheit zustreben. Ist es gerecht, unmoralisch zu handeln? Sind meine Nebenmenschen nicht befugt, von mir Beweise meiner Moralität zu fodern, um mich für zünftig zu erkennen? Soll die Gerechtigkeit einem neidischen Thiere gleichen, das gesättigt auf dem Ueberflusse seiner Beute liegt, die ihm das

Glück zuwarf, und den neben sich hungernden Mitbruder verschmachten läßt? Wie widersprechend! Wir suchen auf einer Seite den Foderungen unsrer Vernunft mit pedantischer Pünktlichkeit Genüge zu leisten, während wir auf der andern uns so grobe Verstosse gegen ihre Geseze erlauben. Recht und Moralität haben eine Quelle, die Vernunft. — Sie trennen sich in der Erscheinung aber nicht zur Reacktion, sondern zur steten Wiedervereinigung. Politik, nicht jene Geisel der Menschheit, die alle Augenblicke bereit steht, alle gesellschaftlichen Bande zu trennen, Recht und Moral mit Füssen zu tretten, und den rohesten Naturzustand herbeizuführen, nicht diese sondern eine mildere, jene stille Kunst, in jeder Lage des Lebens immer die passendste Handlungsweise zu finden, stellt sich dem Rechte gegenüber, und es entsteht folgendes Schema:

Moralität

Recht Politik.

Nur in ihrer reinsten Einheit, wo erstere ihre Schwäche, das Recht seinen

Troz, und die Politik ihre Scheingründe abwirft, herrscht Vollkommenheit.

Ueber Industrie*).

Industrie, als das einzige und zweckmäßigste Mittel zur Erhöhung des National-Vermögens durch Beförderung des Kunst- und Gewerbfleißes erscheint als Haupt-Thema einer klugen Staatsverwaltung. Sie zu befördern, ist eine der erhabensten Regenten-Pflichten, die mit dem Gesammtwohle in so innigster Verbindung steht, daß lezteres ohne jener nichts mehr als ein frommer Wunsch bleiben würde, erstere aber dieses unwillkührlich nach sich ziehen muß.

Industrie darf jedoch nicht erzwungen werden. Nur im Gebiete der Freiheit gedeihen die schönsten Früchte des Fleißes. Das Gefühl der Ohnmacht drückt den Geist der

*) Allgem. Kammeral-Korrespondent. J. 1807. St. 60.

Bestrebsamkeit nieder. Wer wird säen wollen, wenn ein Anderer ärndtet? —

Vielfältig sind die Gegenstände der Industrie, je nachdem die Beschäftigungen verschieden sind. Allein da die Vortheile, welche die mannichfaltigen Objekte des Kunst-Fleißes gewähren, nicht von gleichem Gehalte sind, sondern sich gegenseitig überwiegen: so kann es nicht gleichgültig seyn, welchem von diesen vielen man den Vorzug gestatten wolle. Lange dauerte die Fehde zwischen den Vertheidigern des Ackerbaues und jenen des Manufaktur- und Fabriken-Systems, und man scheint noch nicht ganz im Reinen zu seyn.

Abgesehen von dem, was schon für und wider davon gesprochen wurde, will ich es versuchen, die Frage: auf welche Seite sich die Waage des Vortheils zwischen Kultur des Bodens und Beförderung des Kunstfleißes neige? durch genaue Vergleichung beider in folgenden Punkten zu beantworten

1) Der Ackerbau verschafft die ersten Lebensbedürfnisse. Seine Kultur ist also vom erhöhten Bevölkerungsstande, als dem vorzüglichsten Mittel, einer Nation wahren Reichthum und Macht zu verschaffen, unzertrennlich, zieht leztere unfehlbar nach sich.

Manufakturen und Fabriken befördern selbe bei weitem nicht in so hohem Grade, und machen sie wegen ihrer prekären Existenz sogar dem Staate gefährlich.

Dem Unternehmer einer Fabrik- oder Manufaktur-Anstalt muß es daran gelegen seyn, den Arbeitslohn beständig im niedrigsten Grade zu erhalten. Nur dadurch kann er seinen Waaren im Verhältnisse zu den übrigen Wohlfeilheit verschaffen, sohin die erste Bedingung der Existenz seiner Anstalt, hinlänglichen Absaz, erzielen. Jene Menge von Menschen also, die er unterhält, hat kaum genug, ihre individuelle Subsistenz zu sichern, wo soll nun Bevölkerung herkommen? oder ist sie unter solchen Umständen wünschenswerth? Nicht selten geschieht es,

was bei Fabriken der Fall ist, welche nicht das ganze Jahr hindurch ununterbrochen getrieben werden können, daß noch bei der Fortdauer dieser Anstalt die Arbeitsleute ihre müssigen Stunden benüzen, um die umliegende Gegend zu überschwemmen und mit freiwilligen Beiträgen in Kontribution zu sezen. Zerfällt nun gar das Institut, so fällt dem Staate ein Troß von Vagabunden zur Last, und was er von dieser Gattung Menschen zu erwarten hat, haben leider tausend Erfahrungen zur Genüge gezeigt. — — —

2) Manufakturen und Fabriken liefern gewöhnlich nur Werke des Luxus; für Waaren des Bedürfnisses sind sie überflüßig, da jedes Städtchen seinem Markt selbst hinlänglich damit versieht, ja sogar schädlich, weil sie bei dem Gewerbsmanne in den Städten den Geist der Industrie niederdrücken und seinen Markt beschränken. Der Künstler sinkt dann, statt seine Talente selbst anzuwenden, zum Mäckler fremden Erwerbes herab.

Krieg, Nebenbuhler und tausend andere Zufälle können den Ruin der Manufakturen und Fabriken nach sich ziehen. Sie erhalten ihre Vortheile bloß durch vernachläßigte Industrie anderer Länder; so wie diese sich hebt, worauf jezt das Streben aller Regierungen zielt, so verschwindet ihre Unentbehrlichkeit. Stellen wir die Summe jener Kunstanstalten, welche vor einigen Dezennien entstanden sind, der Summe jener gegenüber, welche vor einem Jahrhunderte schon im Flore standen, und das Resultat soll als Belege zu obigem Saze dienen.

Der Ackerbau wird und muß immer Absaz finden, weil er die Bevölkerung, sohin die Konsumtion vermehrt, und es immer Staaten geben wird, denen die Natur ihre Schäze für immer oder in einzelnen Epochen versagt, die also fremde Zufuhr zu suchen genöthigt sind. Der Ackerbau kann wohl 1 oder 2 Jahre und da nur partiel mißlingen; aber Vorräthe und ein darauf folgendes besseres Jahr machen nicht nur den Verlust vergessen, sondern ersezen wohl auch alles wieder.

Manufakturen und Fabriken können mit Einem Schlage vernichtet werden. — Tausend Beispiele von solchen Fabriken, die ehemals im größten Flor standen, und von denen man jezt kaum eine Spur mehr entdeckt, während das bebaute Feld bei so manchen Mißjahren noch immer die ergiebigsten Früchte bringt, sprechen für diese Behauptung. — —

3) Die ländliche Industrie ernährt freie Menschen. Manufakturen und Fabriken ziehen nur einen Troß von Sklaven nach sich. Erstere sind einer Bildung fähig, bei ihnen kann Moralitat gedeihen, nicht aber bei Menschen, die der höchste Grad von Armuth drückt, bei denen das wohlthätige Gefühl von Selbstständigkeit in seinem Keime erstickt wird. Wohl ist bei denjenigen, welche im Ueberflusse leben, eben so wenig ein hohes Gefühl für Tugend zu erwarten, aber die Extreme berühren sich in ihren Würkungen. Das, was man gewöhnlich Wohlstand im Gegensaze von Reichthum und

Armuth nennt, ist die ächte Mittelstraße, wo die schönsten Früchte blühen.

4) Der Landmann trägt zur Erhaltung des Staates auf dem Besteuerungswege bei, der um Taglohn arbeitende Miethling existirt für den Staat nicht, und fällt diesem wohl gar seiner Zeit als Bettler heim; denn so wie seine Kräfte schwinden, hören auch die Mittel zu seiner eignen Subsistenz auf, und der Unternehmer fühlt keine Pflicht, findet es auch ganz gegen sein Interesse, den Arbeitsunfähigen zu ernähren, und so sein beständiges Defizit in seinen Rechnungen zu erhalten.

Man berechne ein Mal, welchen Nuzen der Staat von einem Manufakturisten oder Fabrikanten zieht, und dagegen, was er gewinnen würde, wenn von jenen Individuen, die dieser ernährt, jeder seinen eigenen Heerd hätte, und jeder sein eigenes Feld baute. Man kann freilich einwenden, daß hiezu nicht genug brauchbarer Boden

vorhanden seyn müsse. Allein so lange es noch in einem Staate Sümpfe, Wüsten u. dgl. giebt, verdient diese Einwendung gar keine Rücksicht. Ist sie aber gegründet, dann versteht sich von selbst, daß man aus Unmöglichkeit keine Möglichkeit machen könne. Ich würde aber vorerst dem Beispiele Friedrichs nachahmen, der von dem Grundsaze ausgegangen, daß die Gesammtheit nicht verbunden sey, für die Nachläßigkeit der Einzelnen zu büssen, das ganze Land mit seinen bebauten und nicht bebauten Flecken durchmessen ließ, und jedes unkultivirte Stück Erdreich mit den nämlichen Abgaben belegte, welche der kultivirte Boden zu tragen hatte. Dadurch brachte der große König Preußen zur möglichsten Höhe der Kultur, und dankbar segnet die Nachwelt seine Mannen, während einige Zeitgenossen seine erhabenen Zwecke verkannten.

5) Die Frage, ob wir glücklicher waren, ehe noch jener hohe Grad von Luxus bei uns Eingang fand, der so manches Fa-

milien-Glück zertrümmerte, so manche Tausende dem Hungertode preisgab u. s. w. beantwortet sich leicht, und in der bejahenden Ueberzeugung dieser Frage kann es noch unentschieden bleiben, ob wir das verderbliche Manufaktur- und Fabrik-System dem Segen spendenden Ackerbaue vorziehen wollen?

Durchlaufen wir so viele tausend Beispiele in der Vorzeit, und bleiben wir bloß bei dem erhabenen Muster des alten Roms stehen. Ein Blick soll uns zeigen, daß Roms Größe damals in seiner schönsten Blüthe stand, als man noch seine Feldherren vom Pfluge wegholte.

Möchten jene großen Fortschritte, welche unter der weisen Regierung unsers besten Landesvaters bereits in der Kultur des Bodens mit so gutem Erfolge gemacht wurden, nie unterbrochen werden, und möchte die Nation durch edlen Eifer für ihr eigenes Beste sich der liebevollen Sorgfalt ihres erhabenen Regenten würdig machen!

Weit entfernt sey jedoch der Gedanke von mir, als wollte ich allen Manufakturen und Fabriken den Stab brechen. Ich lasse sie in ihrem Werthe, stelle aber dagegen mit innigster Ueberzeugung den Saz auf: Daß die Beförderung des städtischen Kunstfleißes in den Buden des einzelnen Gewerbmannes ungleich vortheilhafter für den Staat sey, und ich wünschte nichts mehr als auf lezteres ein größeres Augenmerk gerichtet zu sehen. Allein wie sehr bleibt dieser Gegenstand hinter unsern Wünschen zurück!

Zur Beförderung des wahren Kunstfleißes wäre unumgänglich erforderlich, nicht blos städtische Gewerbsfreiheit innerhalb ihren gesezlichen Schranken gegen jeden auch den leisesten Eingriff zu schüzen, sondern auch die neuesten Erfindungen und Verbesserungen öffentlich bekannt zu machen, und auf die besten Nachahmungs = Versuche Preise, aber nicht schädliche Monopolien zu sezen.

Allein hier stehen Haupthindernisse im Wege, die jeden Keim der Industrie in seiner Geburt ersticken, und diese sind: der nicht bloß zur Beeinträchtigung der Gewerbe, sondern auch zum offenbaren Nachtheile der Moralität geduldete Handel der Juden, ferner die in ältern Zeiten zwar vortheilhafte, aber jezt eben so schädliche Begünstigung der Märkte.

Die Erstern rauben durch wohlfeilern Preis, den sie leicht durch schlechte, betrügerisch ins Auge gerichtete Waaren, dann durch ihre verschiedenen Täusche und Mäckeleien erkünsteln, ferner dadurch, daß sie ihre Waaren in den Häusern selbst anbieten, alles einhandeln, und so zum Kaufe locken, dem Gewerbsmanne so manchen ansehnlichen Profit; sie gewöhnen vorzüglich Kinder und Dienstbothen durch Nachsicht einer beliebigen Fristenzahlung daran, sich in Schulden zu stürzen, und wohl gar am Ende durch Hausdiebstähle sich aus dem Gedränge der Zahlungsunfähigkeit zu reissen; sie streuen

den Saamen der Hinterlist, die nicht ferne vom Betruge ihr Wesen treibt, durch ihre Kniffe und Verdrehungen der Wahrheit aus, und bringen so der Moralität durch ihre Heuchelei der Ehrlichkeit die empfindlichsten Stöße bei. Dieses Uebel schleicht mit ihnen von Haus zu Haus, und mischt sich in alle Handlungen des gewöhnlichen Lebens. Uneigennüzigkeit und Vertrauen werden geschwächt, und verlieren sich wohl gar in dem überhandnehmenden Strome der Intriguen und Uebervortheilung.

Von wichtigem Nachtheile für den Landmann sind ferner ihre Güterunterhandlungen. Viele Tausende bereuen es, den verführerischen Lockungen derselben Gehör gegeben zu haben, die als Kleinbauern in ziemlichen Wohlstande lebten, durch den ungestümen Antrieb und die Willführigkeit des wucherischen Beistandes der Juden aber sich verleiten ließen, große Güter anzukaufen, die sie in ein paar Jahren gänzlich verarmt wieder verlassen mußten.

Sollte der Ausdruck: Geisel des Volkes für sie zu stark seyn? Doch wir müssen zu all' diesem Unfuge schweigen; denn unser Religions-Haß wollte es nicht anders haben, und wir können nichts Klügers thun, als diesen durch Jahrhunderte gewurzelten Fehler wieder gut zu machen, und dadurch bei der Nachwelt den Gedanken zu vertilgen, daß eine ganze Nation von der Menschheit ausgestossen als einzelne Flüchtlinge von ihren Mitbrudern nichts als Duldung ihrer Existenz erhalten konnte, und selbst diese jeden Augenblick in dem Striche Landes, wo es Aufnahme fand, zu verlieren in Gefahr war; daß diese Nation von allen verlassen, jedes rechtlichen Erwerbes unfähig erklärt, kein anderes Mittel hatte, sich Unterhalt zu erwerben, als von dem Mangel an Industrie und Fleiße der Völker Vortheile zu ziehen, und so diese beständig niedergedrückt zu halten, oder den feinen Betrüger zu spielen, der in der Kunst, seine Gattung zu verläugnen, das Meisterrecht zu erhalten strebt.

Sollte es denn durchaus unmöglich seyn, dieser Menschen-Klasse eine edlere, weniger gemeinschädliche Beschäftigung zu geben? Was hat Religion mit Landbau und Gewerben zu schaffen? Der Staat will treue, moralische Bürger. Welche Religion gebietet nicht diese erhabenen Eigenschaften? und sollte sie es nicht, welcher Staat wird thöricht genug handeln, Bürger in seiner Mitte zu dulden, die von ihr zum Umsturz aller gesellschaftlichen Bande aufgefordert werden?

Man versuche ein Mal, das Gefühl der Ehre zum Grundpfeiler der Moralität und des Rechtes zu machen, ohne der Religion in ihrem Werthe etwas zu benehmen, aber auch ohne auf sie mehr als auf ein die Moralität motivirendes Institut im Staate Rücksicht zu nehmen. Man stelle den Saz auf und verwahre ihn als heiliges Gesez: Ehre ist der Vollmachtsbrief zum Eintritt in die bürgerliche Gesellschaft. Wer seine Ehre, d. h. seinen Werth als Mensch,

Familien-Glied und Staatsbürger nicht behauptet, spricht sich selbst das Verdammungsurtheil. Er werde ausgestossen aus der Reihe derer, die ihre Bestimmung erkennen und erfüllen; er lerne in den Klüften eines dunkeln Kerkers das Gut schäzen, das er verloren, bis die Stunde der Versöhnung schlägt und die Menschheit ihrem verirrten Mitbruder wieder die offenen Arme bietet.

Ich würde nur wiederholen müssen, was schon so manche edle und geistvolle Schriftsteller über die Art, dieses verwaiste Volk der Menschheit wiederzugeben, geschrieben haben, wenn ich näher in's Detail eingehen wollte.

Das zweite Hinderniß, welches dem städtischen Gewerbfleiße mit aller Macht sich entgegenstellt, ist die jezt so schädliche als ehe Mals nüzliche Begünstigung der Märkte.

Bei uns z. B. bestand die Gewohnheit, daß 8 Tage vor und 8 Tage nach dem

Markte, dann drei Tage während desselben, das Hausiren mit allen Waaren uneingeschränkt gestattet war. Nun sind aber in jedem Jahre vier Märkte; es war also ganze zwei Monate des Jahres Markt! — Wie leicht war es also, da die Markte nur $2\frac{1}{2}$ Monate differirten, sich mit dem Nöthigen von einer Marktzeit zur andern zu versehen. Theils spricht schon das Vorurtheil für den Ankauf in diesem Momente, Theils müssen die Kaufleute und Hausirer leichteren Preißes abgeben, um hinlängliche Loosung zu finden.

Nur dann läßt sich Belebung der Industrie denken, wenn der Gewerbsmann zugleich Krämer seiner Waare wird. Allein wie ist dieses da möglich, wo fremde Kaufleute und Hausirer ihn von jedem Markte zurückdrängen, während Juden und andere Mäckler, deren es so manche giebt, ihm jeden rechtlichen Erwerb auf geheimen Wege rauben?

Ich würde unter den inländischen Gewerbsleuten, worunter ich aber bloß die einer Stadt mit der umliegenden Landgegend verstehe, des Jahres drei Märkte, jeden zu 3 Tagen, veranstalten und nur des Jahres ein Mal eine große Messe von eben diesem Zeitraume gestatten, wobei auch ausländischen Kaufleuten zu erscheinen erlaubt wäre. Hausirer und Juden würde ich ausser dieser Zeit durchaus nicht dulden, dagegen die inländischen Gewerbsleute aufmuntern, deren Stelle zu übernehmen und ihnen durch einen unentgeldlichen Erlaubnißschein die Gelegenheit verschaffen, im Lande beständigen Markt durch vertraute Trägler, jedoch unter strenger Polizei-Aufsicht, zu unterhalten. Dadurch würde nicht nur ein neuer Weg zum Verdienste für verarmte Bürger eröffnet, sondern der Gewerbsmann erhielte auch einen ausgebreiteten Verschleiß, und das National-Vermögen würde durch beförderte Zirkulation des Geldes innerhalb des Staates vortheilhaft gewinnen. —

Noch muß ich aber eines Umstandes erwähnen, der so nachtheiligen Einfluß auf Gewerbsthätigkeit äussert, nämlich der so häufigen öffentlichen Versteigerungen, wodurch das Verbrauchs = Kapital, als ein stehendes, zum Nachtheile des Umlaufs = Kapitals, dem die Ergänzung des ersteren dadurch entzogen und auf diese Art eine schädliche Stockung veranlaßt wird, erscheinen muß.

Da nun aber dieser Gegenstand ein nothwendiges Uebel ist, indem die Freiheit, sein Eigenthum auf die vortheilhafteste Art zu benuzen, im Staate schlechterdings nicht beschränkt werden darf, dabei aber doch der Wunsch nicht unterdrückt bleiben kann, daß sein Schädliches für das Ganze doch in etwas durch eine gute Seite aufgewogen werden möchte, so würde ich den Vorschlag machen, bei jeder Mobiliar = Versteigerung einen Kreuzer vom Gulden des Erlöses zur Armen = Kasse einliefern zu lassen und einzig dazu zu verwenden, unschuldig herabgekommenen Bürgern aufzuhelfen oder wenigst sie nach Erforderniß zu unterstüzen.

Es würde mich zu weit führen und ich müßte nur längst gesagte Dinge wiederholen, wenn ich diesen Gegenstand noch weiter entwickeln wollte. Gegenwätiger Aufsaz hat seinen Zweck vollkommen erreicht, wenn er den Saz bis zur Ueberzeugung dargethan hat: Daß reelle Begünstigung der ländlichen und städtischen Industrie dem Fabrik- und Manufaktur-Systeme in jeder Hinsicht vorzuziehen sey und allein wahren National-Reichthum befördere, aus dem, als der Urquelle alles Vermögens im Staate, auch lezterer seine Zuflüsse erhält. Wenn erhöhte Zirkulation des Geldes positiver Gewinn für den Staat ist, diese aber durch Zusammendrängen desselben in große Massen nach den Gesezen der Mechanik nothwendig gehemmt werden muß, so unterliegt es wohl keinem Zweifel, daß Anstalten, wodurch dieses geschieht, nicht gerade die wünschenswerthesten sind, und es verbürgt sich obige Behauptung auch von dieser Seite. Doch ich glaube, durch Vergleichung der Vor-

theile des Landbaues mit jenen großer Kunst-anstalten meine Ansicht über die wichtigsten Gegenstände der Industrie gegeben und die vorzüglichsten Hindernisse derselben nach Kräften beleuchtet zu haben.

Die Ansicht unsrer Vorfahren vom Manufaktur- und Fabrik-Systeme.*)

Bei den gegenwärtig raschen Fortschritten zu höherer Erkenntniß, zu tieferen Eindringen in die für Regenten und Völker folgenreichen Wahrheiten muß es dem denkenden Beobachter auch interessant seyn, einen Rückblick auf die Gesinnungen und Grundsäze unserer Vorfahren zu werfen. Die bescheidene Anerkennung ihrer Verdienste wird eine gewisse Mäßigung, und einen bedächtigeren Gang auf dem Wege zur höheren Kultur zur Folge haben. Wer jede Einrich-

---

*) Allgem. Kammeral-Korrespondent. J. 1809. St. 115.

tung, jedes durch Jahrhunderte bewährte Gute der Vorwelt verwirft, und Neuerungen gleich Schmetterlingen nachjagt, der wird entweder als eitler Phantast sich lächerlich machen, oder, wenn er im Getriebe der Staaten Gewicht hat, sein vermeintliches Gute durch übelgewählte Mittel in Schlimmes verkehren, und der Menschheit Wunden schlagen, während er für ihr Bestes zu arbeiten, sie überreden will.

Die höchste Aufgabe der Weisheit geht dahin, die Foderungen der Vernunft mit den Kräften der Erfahrung in Einklang zu bringen, eines nach dem andern zu modifiziren, und so im möglichsten Vereine beider sich zur erhabenen Tendenz unsers Daseyns aufzuschwingen. —

Ich lege hier dem lesenden Publiko das Schreiben einer ehemaligen Reichsstadt an den Stadtrath einer ehe Mals fürstlichen Stadt in der Absicht vor, um daraus die Ansicht entnehmen zu können, unter welche das Fabrik- und Manufaktur-System ge-

gen Ende des 16. Jahrhunderts gestellt ward. Es lautet auf folgende Art:

Unser freundlich willig Dienst zuvor, Ersame, Weise, insonders liebe und guete Freund.

E. E. W. wissen sich guetermassen zu erinnern, was nit allein unserer sondern auch anderer Reichs und Fürsten Stedt verordnete Zaichenmeister und mitverwandte der beeden Tuchmacher handwerkhen sich höchlich beschwert und beklagt von wegen des Neu angemaßten Monopolischen Wollen kauffs * * s. Burgern zu * *, dan auch insonderheit des durch Jhm * * in der Grafschaft * * * angestiften finanzischen Spinnwerks derwegen auch von wolgedachten Stedten für ein unvermeidentliche notdurfft angesehen worden, dieser gefehrlich mißlichen Handlung mit zeitlichen Rath zu begegnen, und haben hierauf die E. F. und W. Herren Elltere Burgermeister und Rath der Stadt *, unsere insonders liebe Herren und guete freund neben uns und sampt mehr andern Reichs und

Fürsten Stedt necht verschinen Monat May, uf damalen zu ** gehaltenen probation tag diese Beschwerden bei den löblichen Herrn Gesanthen und Rethen der dreien Craiß, Bairn, Frankhen und Schwaben mit sondern vleiß lassn anbringen, und sollicitirn, welches auch in gepüerende berathschlagung gezogen und für ein gemeine Beschwerden erkhant, entlich auch dahin beschlossen worden, daß dem Wolgebornen Herrn Grafen zu *** deßwegen umb fürderliche Abstellung zuzuschreiben, und da demselben nit volg beschehe, ferner die gepüerende Nodturfft soll fürgenommen werden.

Nun ist vom wolgedachtem Herrn Grafen uf berüert schreiben gleichwol mehr nit dan ein blos Rezepiße dem Podten ervolgt, eß hat aber volgende Somerß zeit daß vermeint Spinwerkh sich also ansehen lassen, daß wir in Hofnung gestanden, dasselbig allgemach ab und eingestellt und genzlich selbst verfallen wollt. rc. Danenher auch vonn unnödten gehalten, E. E. W. und andere

mit intessirte Stedt bis auf weitere gründlichere und beständigere erkhundigung verner zu berichten und zu bemiehen. ꝛc.

Nachdem uns aber vor gar wenig Tagen glaubwürdig angelangt, daß gedachter ** jetzt gegen Herbst und Winters zeit beruert Spinnwerkh noch sterekher zu bestellen und zu verlegen vorhabenß, deßwegen auch mehrern plaz und gemach zu bestanden und zu erbauen, wie wir dan darneben bericht, daß ein merkhliche grosse Anzahl Wollen albereit vor der Handt, allß haben wir nit underlassen, bei necht zu * der Erbarn Frey und Reichß Stedt gehaltenen Deputation Stedt tag mit etlicher Stedt anweßenden Herrn Gesanthen durch unsere Verordnete laßen vertreulich conversiren, welche diese Monopolische Finanzerei gleichfalls für ein allgemein und unleidentlich werkh erkhennen und hallten, dabei sich auch erpodten, Rath, Hilff und Beistand zu laißten, damit demselben gesteuert une abgeholfen werde.

Dieweil wir dann E. E. W. nit wenig genaigt wissen, und sich gleich die Gelegenheit begiebt, daß uf den 15. diß nach dem allten Kalender, abermalen ein probation tag zu ** und volgenden 19. ein allgemeiner Craißtag der Fürsten und Stände im Land zu Schwaben zu * gehalten werden soll, allß haben wir E. E. W. wie auch etliche andere Stedt dessen vertreulicher wolmeinung verstendigen wöllen, und hielten für rathsam und guet, daß wir die Stedt durch unsre verordnete zuvor zusammenkhomme und berathschlagen, waß an beeden vorstehenden probation und Craißtägen dieses Werkhs halber anzupringen und zu handeln, haben demnach die andere Stedt freundnachbarlich ersuecht und gepeten, daß sie ihnen pelieben laßen wollten, uf Sonntag den 12. diß monatß dem alltem Kalender nach jemandt auß den ihrigen alher zu verordnen, gegen Abendt einzukhemmen, thun auch hiemit E. E. W. gleichfalls ganz freundlich ermahnen, und pidten, und darbei verhoffen, sie ihnen diese gleichwohl ungeräume tags

benennung, allß welche unfürsehenen Zustands halber zeitlicher nit khündt fürgenommen werden, ihnen nit werden mißfallen lassen, wie auch ebenmeßig die Wahlstadt allhie, allß einen gelegenen blaz, allen benachbarten und dißfalls mit intressirten Stedten ꝛc. Dadurch würde daß Gemain Wesen und verhoffenliche wohlfarth der E. Stedt befürdert, so sein wir uhrpietig, beßtes verstands, vleiß, und vermögens bei demselben an uns im wenigsten nichtß ermangeln zu lassen, allß wir dan auch ohne daß E. E. W. vertreuliche Nachbarschaft und willfährige Dienst erweißen geneigt, damit unß alle Göttlichen Segen bevehlend.

Datum den 1. monatß tag Septembris A. ꝛc. 85.

Bürgermeister
und Rath der Stadt.

* * *

Dieses Schreiben giebt deutlich genug zu erkennen, mit welcher Abneigung unsre Vorfahren gegen jede Art von Monopolien

erfüllt waren. Längst schon ist man über die Schädlichkeit derselben einig, und selbst die Vertheidiger des Manufaktur- und Fabrik-Systems erkennen ihr Nachtheiliges für wahre Staatswirthschaft. Die Alten hatten aber Manufakturen und Fabriken am besten gewürdigt, wenn sie dieselben unter die Ansicht von Monopolien stellten. Sie sind es nämlich, welche durch wohlfeilern Absaz, den sie durch große Vertheilung der Arbeit und Maschinen erkünsteln, den Alleinhandel im Umkreise von ganzen Provinzen erzwingen.

Ich wiederhole hier in möglichster Kürze die Säze die ich in dem vorstehenden Aufsaze zu entwickeln mich bestrebte.

1) Aktive Bürger sind in rechtlicher, moralischer und ökonomischer Hinsicht Gewinn für den Staat, während Miethlinge dadurch, daß sie für den Staat gar nicht existiren, reiner Verlust sind.

2) Durch Beförderung des städtischen Kunstfleißes in den Buden des einzelnen Gewerbsmannes wird die Anzahl der aktiven Staatsbürger wo nicht vermehrt, doch wenigstens erhalten. Die Begünstigung der Manufakturen und Fabriken dagegen zieht Miethlinge der Menge an sich, vermindert die Kultur des Bodens durch Entziehung arbeitsamer Hände, hält den städtischen Gewerbfleiß niedergedrückt, verhindert die Bevölkerung, oder giebt ihr eine schädliche Richtung, und gefährdet endlich Moralität im höchsten Grade, bringt sohin dem Staate in mehr als einer Rücksicht reinen Verlust.

3) Manufakturen und Fabriken müssen, da sie sich bei ihrem stärkern Emporkommen gegenseitig selbst den Markt beschränken, sohin die Basis ihrer Existenz, den Absaz, untergraben, nothwendig sich, so so zu sagen, selbst verschlingen, und ist ihre Anzahl so sehr gestiegen, daß sie im politischen Verhältnisse der Staaten bedeutenden

Einfluß haben, so ist ihre Rivalität der verderblichste Keim beständiger Fehde.

Man kann dagegen sagen, daß Manufakturen und Fabriken zur Beförderung des Luxus dienen, und dieser von wesentlichen Vortheile sey. Ich weiß sehr wohl, daß es Vertheidiger des Luxus giebt, weiß aber auch, daß durch zu große Vorliebe für seinen einseitigen Nuzen manche schiefe Idee von Staatswohlfahrt in Umlauf gesezt wurde. Alles in der Natur ist im strengsten Zusammenhange, nichts ist ohne Beziehung, weil beständige Wechselwürkung das eigentliche Lebens = Prinzip der Schöpfung ist. Ich kann also von nichts sagen, daß es absolut, d. h. ohne alle Relation, schädlich oder nüzlich sey, so wenig ich dagegen behaupten kann, daß etwas unter allen möglichen Beziehungen nüzlich oder schädlich seyn werde, so lange die Menschen noch die zahllose Menge von Kombinationen nicht erschöpft haben.

In so weit der Luxus in keinem nachtheiligen Verhältnisse zur Urproduktion steht, wird er gut und erwünschlich seyn; denn er bringt neue und erhöhte Thätigkeit in den Organismus des Staates. Sobald er aber dieses Verhältniß überschreitet, wird er schädlich, und zieht unfehlbaren Ruin nach sich; denn er erkünstelt den höchsten Ueberreiz der Lebensthätigkeit.

Hat sich dieses Mißverhältniß in einem Staate auf Kosten anderer Nationen gebildet, so wird sich dasselbe zwar ohne gegenwärtigen Nachtheil erhalten können; aber wer steht für die Zukunft, wenn diese Nationen durch eigne Industrie die Zuflüsse dieses Staates entbehrlich gemacht haben, oder ein unglücklicher Krieg die Kolonien desselben verschlingt? —

Ueber die Hindernisse, welche einer guten Polizeiverfassung im Wege stehen. *)

Wir haben so viele gut bearbeitete Werke über die Polizei-Wissenschaft, daß es vergebene Mühe seyn würde, hierin etwas Neues leisten zu wollen. Der Geist der Systeme ist der Geist der Reformen; kaum hat die Posaune des Ruhms zum Lobe des einen ertönt, so erhebt sich ein anderes, und verdrängt das erstere, ohne daß das reelle Wissen oft um einen Schritt weiter gerückt ist. Nicht das beständige Umwälzen der Formen, der ewige Wechsel des philosophischen Gewandes verschafft Gewinne, und deckt das Bedürfniß der Menschheit. In den Regionen der Phantasie wird von einer bessern Welt gar vieles geträumt, während die gemeine Welt sich mit allen ihren

*) Allgem. Kammeral-Korrespondent. J. 1813. St. 94.

Mängeln und Thorheiten herumtreibt, ohne daß sie von jenen Sternen der Weisheit auch nur den mindesten Strahl empfängt. Ich möchte daher den Saz aufstellen: nur jenes wissenschaftliche Forschen hat reellen Werth, dessen Vortheile in der Erfahrung nachgewiesen werden können. Weit entfernt aber, als wollte ich den meisten philosophischen Systemen den Stab brechen, erkläre ich vielmehr, daß deren Werth als intellektueller in Aufhellung der Begriffe, in Vorbereitung der Empfänglichkeit für reellere Lehren der Weisheit, in Entdeckung der Mängel und dergleichen besteht. Wie viel Treffliches könnte geleistet werden, wenn man sich begnügen wollte, die erscheinenden Mängel aller Art nach und nach zu heben, statt durch Umwälzen neue Mängel zu schaffen? Jedes menschliche Werk ist unvollkommen. Unser Bestreben kann nur immer auf die möglichste Annäherung zur Vollkommenheit hinzielen, ohne selbe je zu erreichen. Sehr weise hat die Natur der Menschheit einen beständigen Reiz zum Bes-

sern gegeben; denn würde sie das Vollkommene erreichen können, so würde sie im sichern und ungestörten Genusse desselbem zur Vegetazion, zur Thierheit herabsinken; die Vernunft, diese allbelebende Urkraft und der Verstand, dieses erhabene Organ der Vernunft würden alle Reize zur Thätigkeit verlieren und gleichsam in ein Nichts sich auflösen.

Ich will mich hier einzig darauf beschränken, die Hindernisse und die Mängel anzugeben, mit denen man in der Ausführung der Idee einer guten Polizeiverfassung zu kämpfen hat. —

Was in der Idee richtig ist, müßte sich auch, nach dem bekannten Spruche, in der Ausführung als richtig erproben, wenn nicht zwei mächtige Hindernisse im Wege ständen.

1) Wo einmal ein Ideal aufgestellt wird, müssen auch die mit dem Ganzen in

ungetrennter Wechselwirkung befindlichen Theile Ideale seyn. Das Ideal einer guten Verfassung fordert zur Ausführung schlechterdings auch Ideale von Menschen, und wo finden wir diese? —

2) Neben diesem subjektiven Hindernisse tritt noch das objektive ein: daß der menschliche Geist nicht im Stande ist, alle die einzelnen Nüancen, die sich erst bei der Ausführung ergeben, im voraus zu berechnen; denn die Erfahrung ist zu vielfältig, hängt von zu vielen äusseren Konjunkturen ab. Ueberhaupt geht die Erfahrung uns einzig den Stoff zu allen unserem Wissen, die Vernunft bildet daraus Ideen, und der Verstand ordnet sie, und läßt als Organ der Mittheilung sie in's äussere Leben hervortreten.

Das Entdecken von Mängeln will also nichts anders sagen, als: das Auffinden der Ursachen, welche die Abweichung von der Vernunftidee bei der Ausführung veranlassen. Von diesem Gesichtspunkte aus-

gegangen, will ich mich nun bemühen, die Hindernisse welche einer guten Polizeiverfassung im Wege stehen, zu detailliren, und zugleich die Mittel ihrer Entfernung aufzufinden.

Gesezgebung ist in einem Staate die Basis einer guten Verfassung und Regierung. Ohne diese herrscht Anarchie, und kein der Menschheit würdiger Zustand. Die Koexistenz vernünftiger Wesen kann nur durch Gesezgebung geregelt werden: sie ist es, die der Menschheit in ihrem Aufkeimen dem Stempel der Vernunft aufdrückt, die das erste und wichtigste Bedürfniß befriedigt. Und diese Gesezgebung fehlt uns noch für die ausübende Polizei! — Als erstes und vorzüglichstes Hinderniß einer guten Polizeiverfassung erscheint demnach

der Mangel eines eignen Polizeigesezbuches.

Der Polizei hat bisher so viele Willkühr untergelegen, daß, während in einem Bezirke der Polizeivorstand den Despoten

spielte, in einem andern ein zweiter sich der größten Indolenz überließ. Das Publikum erhebt über beide seine Stimme gleich stark; denn kein Amt ist so sehr der öffentlichen Beurtheilung preisgegeben, und wird von allen Seiten so sehr bekritelt, als gerade die Polizei.

Doch ich will die verschiedenen Nachtheile dieses Mangels in verschiedene Punkte auffassen, und sie auf solche Art möglichst erschöpfend darstellen.

1) Der Mangel eines Gesezbuches für den Polizeibeamten ist empfindlich für die ihm so nöthige Würde; denn bei dem geringsten, was er mit Energie und Schärfe durchsezen will, sieht das Publikum nur den willkührlichen Machthaber in ihm. Weiß er sich durch Geist und Exterieur eignes Ansehen zu verschaffen, so wird er gehaßt, hat er sich aber dieses nicht eigen gemacht, so sieht er sich dem Spotte jedes faden Witzlings und Klüglers preisgegeben.

Würde man die verschiedenen Arten der Behandlung der Polizei in allen Gerichtsbezirken eines Staates in einem Bilde auffassen wollen, so müßte das verschiedenartigste Gewebe daraus entstehen.

2) Der Polizeibeamte findet bei dem Mangel eines Gesezbuches ein häufiges Hinderniß in der Art der Bekanntmachung seiner Verfügungen. Nirgend finden die Entschuldigungen mit Unwissenheit öfter statt, als bei der Polizei; und es gehörte auch bei manchen Polizeibeamten, wo sich die Verfügungen sehr anhäufen, ein eignes Gedächtniß dazu, um sie alle zu fassen, wenn sie auch jedem im Volke gehörig insinuirt würden, was doch immer eine schwierige Aufgabe vorzüglich in Städten bleibt. Weiset man das gemeine Volk auf die Lokalintelligenzblätter hin, so führt es mit Grund an, daß es selbe nicht lesen könne, oder daß es hiezu nicht Zeit und auch das Geld zum Anschaffen nicht habe. Läßt man es durch die Viertelmeister, oder wie derglei-

chen Polizeiorgane heißen mögen, von Haus zu Haus umsagen, so werden die weisesten Polizeiverfügungen so entstellt, daß sie in's Absurde fallen, und dadurch jedem Witzling erwünscht sind, um seine Galle gegen die ihm verhaßte Polizei in Spötteleien auszuleeren. Bei dem Ausrufen bei Trommelschlag oder Trompetenstoß versammeln sich nur Kinder, und es tritt der nämliche Umstand ein. Auf dem Lande sind dieser Schwierigkeiten weniger, da sehr viele städtische Anordnnngen auf dem platten Lande unausführbar oder zwecklos sind, und da der Bürgermeister die Amtsbefehle der versammelten Gemeinde vorliest. Volksversammlungen aber in Städten dürften meines Erachtens möglichst vermieden werden. Ist nun ein Gesezbuch vorhanden, so wird sich das Wesentliche desselben bald unter dem gemeinen Volke verbreiten, und noch weit mehr, als die meisten Gegenstände der sogenannten willkührlichen Gerichtsbarkeit, die im Publiko größten Theils bekannt sind. Wird dann noch unter Leitung der Re-

gierung eine Art wohlfeiler und faßlicher Polizeikatechismus herausgegeben, und vor der Hand jede Gemeinde zur Haltung desselben angewiesen, so dürfte besonders bei der Neuheit des Gegenstandes der beste Erfolg zu erwarten seyn. Die Einwendung, daß die Polizeiverfügungen sich meist nach Lokalität richten, ist gar nicht zu berücksichtigen. Denn diejenigen wenigen und unbedeutenden Veränderungen, welche die Lokalität verursacht, können unter Beschränkung nach Graden dem Polizeibeamten füglich überlassen werden; im Ganzen aber sind z. B. die allgemeinen Geseze der Reinlichkeit, des Dienstbotenwesens, der Gewerbbehandlung u. s. f. überall anwendbar.

3) Will sich auch ein Polizeibeamter an die vielen in den Generalien und öffentlichen Blättern zerstreuten Polizeiverordnungen als an bestehende Geseze pünktlich halten, so sind selbe entweder schon ganz veraltet, und dem Zeitgeiste nicht mehr anpassend, oder sie sind dem Publiko ganz in

Vergessenheit gekommen, und dasselbe hält sie für bloße willkührliche Anordnungen des Vorstands; oder sie widersprechen sich, da sie zu verschiedenen Zeiten und Zwecken gegeben sind. Zudem ist es auch mühsam für einem mit Arbeiten überhäuften Geschäftsmann, wenn er sich die Materialien immer aus mehrerlei Bänden zusammensuchen muß.

4) Die Erfahrung lehrt, daß Polizei-Verordnungen sehr häufig oft wenige Tage nach ihrer Promulgation in Vergessenheit kommen, und von dem Publiko vernachläßigt werden. Fehlt es nun dem Polizeibeamten an der gehörigen Thätigkeit, so sinkt er selbst mit seinen Verfügungen in einen lethargischen Schlummer; und ist er thätig, so muß er durch beständige Strafen die Geseze im Gedächtnisse erhalten, und macht sich dadurch verhaßt; daher auch der so häufig gewordene Gemeinspruch entsteht: eine Polizei, die gelobt werde, sei nichts nüze. Wer kann wohl bei weiser Ueberle-

gung, wenn er nicht den Gemeinspruch blos nachbeten will, den allgemeinen Tadel als den Probierstein einer guten Polizei aufstellen!! —

5) Wie sehr leidet die Würde und das Ansehen eines Polizeivorstandes durch Reformirung der Oberbehörde, und wie leicht sind diese bei dem Mangel eines Gesezbuches, wo so viele besondere Ansichten das Urtheil bestimmen, wo man sich oft um den Ruf der Humanität zu gewinnen, von einer in heuchlerischer Submission vorgebrachten Beschwerde einnehmen läßt, Zusicherungen macht, und am Ende bei aufgeklärten Verhältnissen, um sich selbst nicht nahe treten zu dürfen, in geschraubten Entscheidungen den Beamten den kürzern ziehen läßt; während man auf der andern Seite dann doch wieder, um Verfügungen durchzusezen, seine gekränkte Amtswürde in Anspruch nimmt. Ueberhaupt sollte als erster Grundsaz angenommen werden: die Würde der Polizei möglichst zu schonen; es kann eine Reform

ihrer Verfügung so schonend eingeleitet werden, daß der Beamte dabei mit allen Ehren bestehen kann; und, hat er sich zu weit vergriffen, so wird eine ihm unter eigenen Verschluß zugeschickte Zurechtweisung ihren Zweck nicht verfehlen. Er wird in seinem thätigen Eifer nicht muthlos gemacht, sondern erkennt mit frohem Danke die schonende Rücksicht, und überzeugt sich auch leichter von dem Besseren, weil es seinem Ehrgefühl kein theures Opfer kostet; während er bei der Methode, die Partheien durch besondere Ausschreibungen von der dem Beamten ertheilten Zurechtweisung in Kenntniß zu sezen, in gerechtem Unmuthe am Ende zu einem schläfrigen und schüchternen Geschäftsmanne herabsinkt, der aus Ueberdruß und Furcht vor Reformirung sich nichts mehr zu unternehmen getraut. Mir scheint darinn eine schiefe Ansicht zu liegen, wenn die Oberbehörden glauben: der Beamte erscheine bei dem Rekurse als Parthei. Dies kann nie der Fall seyn; denn unter Partheien besteht während der Streitesverhand-

lung ein koordinirtes Verhältniß. Der Beamte aber kann mit seinen Untergebenen nie in ein koordinirtes Verhältniß treten, ohne daß nicht die Bande des Subordinations-Verhältnisses dadurch bedeutend geschwächt werden, und also die Amtswürde empfindlich leidet. Wenn dieses Mißverhältniß in der Justizsphäre nie erscheint, indem dort die verhandelnde Behörde in ihrer Würde bleibt, und in den höhern Instanzen nur eine weitere neue Entscheidung des Streites unter den Partheien vorgenommen wird; warum sollte dies bei der Polizei nicht noch mehr statt haben, wo jede Reform sie in ein schiefes Licht sezt, und für sie als ein der Publizität von allen Seiten preisgegebenes Amt doppelt folgenreich ist.

6) Endlich aber ist die Polizei ihrem Wesen und ihrer Bestimmung nach kein so unbedeutender Theil der Staatsverwaltung, daß er nicht ein eigenes Gesezbuch verdiente. — Sicherheit und Ordnung — diese zwei wichtigsten Momeute in einer Staats-

verfassung, diese Grundpfeiler einer weisen Regierung, sind ihr anvertraut. Während die Gerichte einzelne Streitgegenstände behandeln, entscheidet die Polizei über die Befugnisse ganzer Klassen von Staatsbürgern, und greift in jeder Form ihrer Thätigkeit in das Allgemeine ein. — Das Publikum, diese durch Lokalität begrenzte Masse von Menschen aller Art, ist der Gegenstand ihrer Sorge: dasselbe erkennt in der Polizei den schüzenden Genius seiner Rechte. Was würden die weisesten Strafgeseze fruchten, wenn die Polizei nicht so manches Verbrechen durch ihre Bemühung für Erziehung, durch frühzeitig angebrachte Korrektionen u. dgl. im Keime erstickte, wenn sie nicht den wirklichen Verbrecher entdeckte, und der Kriminaljustiz in die Hände lieferte?? —

Was aber die Erfordernisse eines guten Polizei-Gesezbuches betrifft, so möchten neben den allgemeinen Erfordernissen eines Gesezbuches nachstehende Punkte von besonderer Wichtigkeit seyn:

1) Die möglichste Deutlichkeit, um dasselbe dem Publiko verständlich zu machen, und also alle vorgerügten Mängel zu heben. — —

2) Eine für das Wesen und den allgemeinenen Zwecke der Polizei passende Verhandlungsform. Durch die Behauptung: die Polizei müsse summarisch verfahren, ist noch bei weitem kein Anhaltpunkt gegeben. Am meisten aber dürfte man sich vom Ziele entfernen, wenn man der Polizei durch die Uebertragung des formellen Justizganges in ihre Geschäftssphäre die Hände binden wollte; denn es bedarf nur dieses, um die Polizei zum Spielball, vorzüglich der Gewerbe zu machen, die während den Zwischenakten des manchesmal langen Justizdrama hinter den Koulissen ihr Unwesen treiben, und am Ende im Triumphe den Sieg davon tragen.

3) Endlich aber soll der Polizeibeamte durch das Gesezbuch nicht blos zur ausübenden Maschine desselben herabsinken, sondern

es soll ihn immerhin ein bestimmter Wirkungskreis innerhalb der festgesezten Grenzen ausgesteckt seyn; und vorzüglich soll ihm das Schärfen und Mindern der bestimmten Strafen nach gegebenen Graden unbenommen bleiben.

Neben dem Mangel eines Polizeigesezbuches erscheint als ein eben so wichtiges Hinderniß einer guten Polizeiverfassung:

der Mangel hinreichender Arbeitshäuser.

Nicht blos in den ersten Städten bedarf man solcher Anstalten; jede andere Stadt, jedes Dorf hat seine Auswürflinge. Es dürfte doch wahrlich keine zu große Forderung seyn, wenn in jeder Kreisstadt eine solche Anstalt bestände. Die Reihe von Steckbriefen, womit die Behörden das ganze Jahr hindurch überschwemmt werden, die eine halbe Registratur einnehmen, und ein Gedächtniß erfordern, wie es die Natur nur selten Menschen giebt, die als Phänomene ihrer Kunst das Erstaunen ihres Zeit-

alters erregen, sind ein sehr schwaches Palliativmittel. Die einzige Radikalkur gegen alles liederliche Gesindel bestånde meines Erachtens darin:

a) daß man den Inländern in einem Arbeitshause Beschäftigung und Unterhalt gåbe, und sie dadurch für die öffentliche Sicherheit ganz unschädlich machte, und

b) daß man jeden Ausländer auf das Genaueste beobachtete, und ihn bei dem geringsten Verdacht gleich an der Gränze zurückwiese oder ihn über dieselbe schaffte.

Jeder Psycholog wird die Erfahrung machen, daß der einmal von Jugend auf bei einer verwahrlosten Erziehung gefaßte Hang zum Bösen so tiefe Wurzel schlägt, daß er nie mehr ganz zu überwinden ist.

Die sogenannte polizeiliche Aufsicht auf solche Menschen ist etwas, worauf man bei weitem mehr Werth legt, als die Sache an sich hat. Worin kann diese Aufsicht bestehen? Daß man sie beobachtet. Allein

man kann nur ihre öffentlichen Handlungen beobachten; denn sonst müßte jedem solchen Taugenichts ein eigner Polizeisoldat an die Seite gegeben werden, und dafür kann die Regierung ihre Leute nicht besolden.

Dann liegt aber auch ein mächtiges Hinderniß in der Art der Beschäftigung. Ein Mensch, der überhaupt als liederlich bekannt ist, oder wegen einem der öffentlichen Sicherheit Gefahr drohenden Verbrechen nach erstandener Strafe seiner Kommune wieder gegeben wird, findet bei Niemand Arbeit; denn natürlich nimmt jeder Anstand, ihm welche zu geben. Seine Strafzeit endet sich mit dem abgelaufenen Termine, er mag sich während derselben gut oder schlecht betragen haben. Jedermann weiß also, daß die erstandene Strafe bei weitem an und für sich kein Zeichen der Besserung sey. — Wo aber keine Arbeit ist, fehlt Erwerb; der Verruffene muß also aus Noth wiederholen, was er vorher aus Gewohnheitssünde oder moralischer Ver-

dorbenheit gethan hat, und findet noch dazu darin einen Rechtfertigungsgrund seines Verbrechens. Man hat auch nicht blos Ein Beispiel, sondern man könnte deren der Reihe nach aufzählen, daß solche Menschen vorsäzlich sich neuerdings Verbrechen zu Schulden kommen ließen, um doch in dem Strafsorte ihr kärgliches Unterkommen zu finden.

Die Einwürfe, welche gegen ein dergleichen Ausschließen aus der freien menschlichen Gesellschaft gemacht werden können, sind

a) daß sich solche Anstalten nicht rentiren, dann

b) daß die Entbehrung der Freiheit eine Strafe sey, die ein neuerliches Verbrechen voraussეze.

Allein

a) wenn berechnet wird, was dem Staate das ganze Jahr hindurch die meist zwecklosen Palliativmittel kosten, so dürfte doch wahrlich auch eine Ausgabe auf Ra-

dikalkur nicht zu hoch in Anschlag gebracht werden; und sollte demnach eine so wichtige und wohlthätige Anstalt zu kostbillig werden, so dürfte allerdings jede Kommune dafür ein Opfer entrichten, daß man ihre lästigen und gefährlichen Auswüchse unschädlich macht.

b) Was aber die Entbehrung der Freiheit betrifft, so ist nicht einzusehen, welchen besondern Anspruch Menschen auf Freiheit haben, deren Koexistenz Gefahr drohend für ihre Mitbürger ist, und es könnte auf jedem Fall von ihrem Wohlverhalten und ihren Zeichen von Besserung abhängen, ob und wann sie der menschlichen Gesellschaft wieder gegeben werden sollen. Jedoch dürfte nicht weniger als ein Jahr angenommen werden, binnen welchem der Detinirte durch ununterbrochene gute Aufführung, Fleiß und Ordnung seine Besserung an den Tag geben könnte; und dieser Zeitpunkt möchte auch hinreichen, um bei solch einem Menschen billig zu vermuthen, daß seine Besserung in

das Habituelle übergegangen ist, und daß, wenn er anders nach der Entlassung gleich wieder in eine angemessene Lage kömmt, keine Rückfälle zu befürchten sind.

Die Erkennung zur Detention im Arbeitshause dürfte aber nur, auf vorhergegangenen umständlichen und mit Thatsachen hinreichend belegten Bericht der Unterbehörde von der Provinzialstelle geschehen, und bei der Entlassung dürfte es ein wichtiges Erforderniß seyn, die Kommunen, denen die Individuen zugewiesen werden, von dem Grade der Besserung und überhaupt des Wohlverhaltens im Arbeitshause in Kenntniß zu sezen, damit der Entlassene bei seinen Mitbürgern gleich dem verlornen Sohne wieder mitleidige Aufnahme und Arbeit und Unterhalt fände.

Doch es entsteht nunmehr die Frage: welche Menschen eignen sich in eine solche Arbeitsanstalt? Und hierauf dürfte die erste Antwort seyn:

I. Arbeitsscheue Müssiggänger; denn vom Müssiggange geht nach einem alten aber wahren Sprüchworte alles Böse aus.

II. Verbrecher, welche solche Verbrechen begangen haben, die der öffentlichen Sicherheit Gefahr drohen: ausgenommen, wenn sie ihre Besserung schon während der Strafzeit erprobt haben, oder wenn ihr Verbrechen nur in einer im höchsten Grade der aufgereizten Leidenschaft verübten That, und nicht in einer Reihe habituel gewordener Vergehen bestanden.

III. Verbrecher, welche wegen geheimen Sünden gestraft wurden, deren stille Fortsezung an und für sich schon mit allem Grunde zu fürchten ist.

IV. Trunkenbolde, Verschwender und überhaupt Menschen, welche zwar kein Verbrechen begangen haben, aber solch eine schädliche Gewohnheitssünde an sich tragen, daß deren Abgewöhnung schlechterdings Bedürfniß ist, um nicht das Verderben ganzer Familien herbeizuführen.

V. Endlich Kinder, bei deren schlechten elterlichen Erziehung die traurigsten Folgen zu befürchten sind, die also den Eltern zur Verhütung ihrer gänzlichen Ausartung bei Zeiten abgenommen werden müssen, um sie nicht als Bösewichter aufwachsen zu lassen.

Ueber die Einrichtung eines Arbeitshauses bleibt nichts zu sagen übrig, da man Müster hierinn aufzuweisen hat; nur sollte eine Anstalt nach der von mir gefaßten Idee, wie sie vorliegt, weder als Strafanstalt angesehen werden, noch eine bürgerliche Mackel nach sich ziehen, sondern einzig als ein Beschäftigungshaus zur Verhütung von Verbrechen und Vergehen aller Art erscheinen.

Mit der Bestrafung des wirklichen Vergehens ist noch nicht alles gethan; der Staat soll auch bei der Wahrscheinlichkeit, daß Verbrechen begangen werden können, thätig seyn, und solche Anstalten sollen eigentlich mehr als öffentliche praktische Erziehungsanstalten behandelt werden

daher auch selbe vorzüglich einen eignen geschickten Religionslehrer in ihrer Mitte haben sollen, der durch allgemeine und besondere Belehrungen gleich einem Arzte die Seelenwunden der Verirrten zu heilen, und ihr moralisches Leben aus dem tiefen Schlummer zu wecken im Stande wäre! —

Die nun bereits aufgeführten Hindernisse einer guten Polizeiverfassung sind bei weitem die wichtigsten, weil sie ins Allgemeine eingreifen, und den Zweck und das Wesen der Polizeiverfassung bestimmen. —

Nach diesen giebt es aber noch Hindernisse, welche, wenn schon dieselben nicht allgemein erscheinen, und ihnen in manchen abgeholfen ist, dennoch, wo sie bestehen, Aufmerksamkeit verdienen. Hierunter gehört

Die Moralität der Polizeibeamten und des Unterpersonale.

Moralität ist für den Polizeibeamten ein sehr wichtiges Erforderniß. Alle Wür-

den des Staats sind nicht im Stande, jenes bleibende innere Ansehen zu verschaffen, welches ein Mann von moralischem Gefühl und Geist selbst in einer geringern Sphäre sich eigen machen kann. Ein Polizeibeamter, der Blößen der Leidenschaft giebt, eine Gewohnheitssünde zur Schau trägt, oder von den traurigen Folgen eines derangirten Hauswesens gequält wird, kann durch seine Amtswürde vor Tadel und Hohn, wenn er auch nur heimlich ist, nicht geschüzt werden, es wird seinen Anordnungen nur mit schläfriger Unachtsamkeit nachgekommen, weil sein äusseres Leben oft das gerade Widerspiel von denselben ist, und seine ganze Amtsführung den reinen Geist des bescheidenen Ernstes der energischen Strenge in den Fällen des Bedarfs und überhaupt des innern festen Bewußtseyns, welches höhere Moralität so segnend in die Herzen träufelt, nicht athmen kann. Was von den Polizeibeamten gesagt ist, gilt nach Verhältniß des Wirkungskreises auch von dem Unterpersonale.

Als ferneres Hinderniß erscheint

Die Beschränkung der Polizeibeamten in Auswahl ihres subalternen Dienstpersonale.

Leider haben schon eine Reihe trauriger Erfahrungen gelehrt, wie hart es ist, wenn dem Beamten von den höhern Stellen Menschen zu Polizeisoldaten aufgedrungen werden, die ihrer Bestimmung so wenig entsprechen. Die Folgen davon will ich im Nachstehenden zusammenfassen.

1) Wenn der Polizeisoldat weiß, daß er nicht durch den Beamten, sondern auf dem Wege der förmlichen Anstellung auf seinen Dienst kam, so überläßt er sich sorgenlos seiner Existenz, leistet höchstens zur Noth, was er muß, um nicht in Strafe zu fallen; und dem Beamten bleibt nichts anders übrig, als entweder eine Reihe Nachläßigkeiten zu übersehen oder beständig mit unangenehmen Strafen gegen seine Untergebenen zu verfahren.

2) Die Oberbehörden, welche dergleichen Subjekte anstellen, haben keine Gelegenheit, die Fähigkeiten derselben zu prüfen, sie verfahren blos nach oft sehr zweideutigen Zeugnissen; und der Beamte sieht leider erst zu spät das Uebel, das ihm aufgedrungen wurde, ein, und dann soll er die Oberbehörde kompromittiren? Wie schwer läßt es folglich, solch ein Subjekt sich wieder vom Halse zu schaffen! — Seine Unfähigkeit liegt oft in unverschuldeten physischen Gebrechen, oder auch in sehr geringen moralischen Vergehen, die aber im Zusammenflusse und im Verlaufe des Dienstes von großen Folgen, im geringsten Falle aber für den Beamten höchst lästig sind.

3) Bei dem für einen Polizeisoldaten schönen jährlichen Gehalt, der noch oft bedeutend durch zufällige rechtliche Einnahmen erhöht wird, könnte sich ein Polizeibeamter, wenn er nicht in der Wahl beschränkt wäre, Leute nach Wunsch anstellen, und der Eifer derselben müßte durch den Gedan-

ken, daß ihre Existenz auf diesem Posten blos vom Verstande abhänge, beträchtlich gespornt werden. Es könnte übrigens allerdings dem Beamten die Verbindlichkeit aufgelegt werden, seine Leute nur aus der Reihe ausgedienter Soldaten auszuwählen; denn es bleibt immer eine sehr schöne und wohlthätige Einrichtung mancher Regierung, daß sie für ihre Vaterlandsvertheidiger sorgt, und dieselben eignen sich auch durch die sich erworbenen militärischen Dienstkenntnisse zu solch einem ohnehin selbst schon mehr militärischen Posten am ehesten.

4) Endlich aber dürfte doch auch darauf gesehen werden, daß wenigstens der größte Theil des Polizeiunterpersonals lesen und schreiben könne. Wenn man nur annimmt, wie viele Zeit durch mündliche Rapporte verloren wird, welchen Irrungen man bei Bestellung mehrerer Expeditionen ausgesezt ist u. dgl.

Die Frage, ob die Polizeisoldaten heirathen dürfen oder nicht, läßt sich nicht im

Allgemeinen beantworten; denn ich glaube, daß es eben so sehr gefehlt ist, sie alle heirathen zu lassen, als sie unbedingt zum ehelosen Stande zu kondemniren. Nur müßte jede Ehelichung erst dann gestattet werden, wenn der Heurathende nachgewiesen haben wird, daß er nach Verlust des Dienstes sich und seine Familie zu erhalten im Stande wäre. Am meisten dürfte aber die Ansässigkeit mit Haus oder Gründen im Orte selbst vermieden werden.

Ein weiteres Hinderniß einer guten Polizeiverfassung scheint mir in der

Geringfügigkeit der Strafmittel

zu liegen, welche dem Polizeibeamten zu Gebote stehen.

Wenn die Zivilgerichtsbarkeit ihre Strafen über Vergehen schon mit zweitägigen Arreste beginnt, so bleibt der Polizei kaum ein Zeitraum von 24 Stunden für ihre Sträflinge übrig. Welche Schärfungsmittel für Fälle der Wiederholung stehen ihr aber zu

Gebote, wenn sie diesen Zeitraum schon für eine schwere Polizeiübertrettung in Anspruch nehmen muß? Und wie wenig achtet ein gemeiner rohsinnlicher Mensch einen eintägigen Arrest! Was die Leibesstrafen betrifft, so soll die Zahl von 5 Streichen nicht überschritten werden; allein weniger kann man zum erstenmale schon nicht geben, und was sind auch 5 Streiche für einen abgehärteten Frevler, was soll die Polizei in Wiederholungsfällen anfangen? endlich ist aber dieses sehr oft das einzige Mittel auf den gemeinen Haufen zu wirken, und jeder Polizeibeamte wird die Bemerkung schon gemacht haben, daß Geld-, Arrest- und Schandstrafen bei weitem jenen Eindruck nicht erregen, den solch eine fühlbare Demonstrazion bei einem rohen Kloz von Menschen bewirkt, der an der nächsten Stufe zur Thierheit steht.

Die Polizei soll durch frühzeitig wohl angebrachte Korrektionen zur Verhütung von Vergehen und Verbrechen hinwirken; allein wie kann sie dieses, wenn ihr nicht erlaubt

ist, die Sinnlichkeit des gemeinen Haufens mit aller Kraft zu bekämpfen? Und dieser darf nur wissen, daß die Macht der Polizei beschränkt ist, um sich sorgenlos seinen schädlichen Neigungen zu überlassen.

Die sentimentalen Grundsäze sind bei den Auswürflingen der Menschheit übel angebracht, und eigentlich nur Schuzbriefe für die Keime des Lasters, die desto ungestörter im Finstern Wurzel fassen, und unter der milden Sonne der Klementisten schnell gedeihen, bis sie auf einmal mit ihrer ganzen schwarzen Größe in's äussere Leben hervortreten, und der Kriminaljustiz die Hände vollauf zu thun geben! —

Endlich aber zähle ich noch unter die vorzüglichen Hindernisse

den Mangel eines disponiblen Fonds

für die Polizei. Wie sehr sind ihr bei dem besten Willen die Hände durch die Neckereien der Revision gebunden, die mit rücksicht-

loser Härte eine Reihe von Formalitäten fordert, wo schnell gehandelt werden muß, die jede Ausgabe, wofür sie keine Rubrik hat, dem Beamten zur Selbstzahlung hinweist, und diesen dadurch in die Nothwendigkeit versezt, bei allen Fällen eher nichts zu thun, und manches Gute unbefördert zu lassen, als sich solchen Unannehmlichkeiten bloszustellen.

Den Polizeibeamten sollte eine Summe von einigen hundert Gulden aus Staats- oder Kommunmitteln jährlich zur freien Disposition für Polizeizwecke überlassen werden, worüber sie blos eine mit Belegen versehene Berechnung der Verwendung vorzulegen hätten. Würde sich zeigen, daß unnöthige Ausgaben gemacht wurden, so könnte man, ohne sogleich mit der Exekuzion vorzufahren, und den Beamten die Selbzahlung heimzuweisen, was sich mit den Grundsäzen reiner Humanität nicht verträgt, ihm bedeuten, daß für die Folge dergleichen Ausgaben nicht passiren; und er hätte dann keinen

Grund sich bei eintrettender Ausführung der gemachten Drohung zu beschweren!

Somit wären nach meiner Ansicht, die wichtigsten Hindernisse, welche einer guten Polizeiverfassung im Wege stehen, angegeben. — Es ließe sich freilich über den für den größern Aufwand in Städten unverhältnißmäßig geringen Gehalt der Polizeibeamten, über das Bedürfniß eigner Wohnungen für sie, um aus aller Berührung mit Untergebenen zu kommen, und über dergleichen noch manches sagen; allein ich glaube, daß dergleichen Gegenstände mehr unter die Verbesserungen gehören, die allerdings sehr wünschenswerth wären, deren Nichtexistenz aber doch nicht geradezu als Hinderniß oder als ein wichtiger Mangel erscheint.

Die Absicht des gegenwärtigen Aufsazes war keine andere, als in einer freimüthigen Darstellung der Resultate meiner Erfahrungen auf Gebrechen aufmerksam zu ma-

chen, deren Heilung dringendes Bedürfniß und erstes Postulat der Vernunft ist: um ein schön geordnetes Ganze aus den verworrenen Theilen des Polizeiwesens herzustellen. Möge dieser Versuch schonende Aufnahme finden. —

Aphorismen.*)

Die Staatsanstalten haben sich nach dem Verhältnisse der Population und nicht des Flächenraumes zu richten; darnach ist also sowohl die Summe derselben, als ihr Umfang zu bemessen.

Verminderungen der Staats-Anstalten sind selbst in finanzieller Hinsicht nachtheilig, sobald sie im Mißverhältnisse mit dem Bedürfnisse derselben stehen.

Der Werth des Staatsschuzes, welcher dem Individuo gegeben wird, ist nach

*) Allgem. Kammeral-Korrespondent. J. 1807. St. 119.

dem Verhältnisse des Werthes des zu schützenden Objektes bei der möglichst besten Benuzung desselben zu beurtheilen, und daraus der Maaßstab für Besteuerung zu entnehmen.

Nicht die Staatsausgaben sollen sich nach den Staatseinnahmen richten, sondern erstere sollen nach den wahren, nicht eingebildeten Bedürfnissen bestimmt und darnach die Einnahmen regulirt werden.

Das Vermögen des Unterthanen kann nie Eigenthum des Staates seyn; er verbürgt bloß damit die Erhaltung der Gesellschaft, und läßt die Sorge dafür dem Regenten und seinen Repräsentanten über, während er seine Kräfte dazu herleiht.

Ueber die Freiheit des Getreidhandels.*)

So entschieden richtig es einer Seits ist, daß nur im Gebiete der Freiheit der Geist der Industrie seine wohlthätige Kraft äußere, daß jede Beschränkung der Willkühr in Benüzung des Eigenthumes tief in die natürlichen Rechte der Staatsbürger eingreife, so sehr läßt sich auch anderer Seits die Behauptung rechtfertigen, daß es im hohen Grade gefährlich sey, diese Freiheit in ihrem vollen Umfange auch auf den Getreidehandel ausdehnen zu wollen. Wie ist es der thätigsten Landes-Polizei möglich, wieder gut zu machen, was auf diesem Wege dem allgemeinen Besten geschadet wird, wenn sie nicht Vorbeugungsmittel gegen den Wucher ergreifen darf, der im Finstern

*) Allgem. Kammeral-Korrespondent. J. 1809. St. 117.

schleicht, und das Mark des Staates ausgesaugt hat, ehe man sich noch von seinem Daseyn überzeugen kann.

Bei einem Handels-Artikel, der so sehr Bedürfniß ist, werden der Spekulanten ungleich mehrere gereizt, als bei Gegenständen, die bloß Sache des Luxus sind, und die nicht über einen gewissen Grad getrieben werden können. Unzählige Erfahrungen haben uns hinlänglich von der Wahrheit überzeugt, daß Ungebundenheit im Getreidverkehre den Wucherer nicht allein alle Thore öffne, sondern sie sogar einlade, selbst unter dem Schuze der Geseze ihr Wesen zu treiben.

Die Mittel, welche dem Staate zu Gebote stehen, diesem Uebel ein hinlängliches Gegengewicht zu geben, oder vielmehr ihm zu steuern, sind vorzüglich:

1) gänzliche Ausfuhrverbote,
2) hohe Impoften, und
3) Magazine.

Allein erstere beiden greifen zu tief in die natürlichen Menschenrechte ein, und bilden

für den raschen und dem National-Wohlstande so zuträglichen Verkehr mit dem Auslande, schädliche Anstoß-Punkte. Die Zuflucht zu leztern hingegen muß einem klugen Staatswirthe so lange verdächtig bleiben, als noch die Meinungen über sie und die Art ihrer Anlegung so wenig im Reinen sind. Die einfachsten und besten Magazine sind immer die auf herrschaftlichen Kästen aufgeschütteten Getreid-Schäze. Möchte eine weise Regierung diese wohlthätige Quelle in Zeiten der Noth und des Dranges nicht durch Reluirung der Gilten versiegen machen! —

Ganz huldige ich jener weisen Verordnung, nach welcher einer Seits ohne die Freiheit widerrechtlich zu beschränken, anderer Seits ohne der Landes-Polizei eine unmögliche Aufgabe vorzulegen, die Getreidbesizer angehalten sind, ihre Produkte in einer ihnen gefälligen Schranne zu verkaufen, und sich darüber bei jedem einzelnen Ver-

schleiße vor ihrer Gerichtsbehörde durch Atteste zu legitimiren. Auf diesem Wege wird

a) der natürliche Getreidpreis erhalten,

b) dem Privat-Aufkaufe ein Damm entgegen gesezt,

c) kann eine thätige Polizei dem Wucherer sehr leicht auf die Spur kommen, da durch die Schranen-Faktorie Käufer und Verkäufer genau aufgezeichnet werden müssen,

d) wird der Landmann selbst sein Getreide, wenn er nicht zum Verkaufe gedrungen ist, lieber zurückbehalten, als durch Ueberführung des Marktes zu eigenem Schaden den Preiß herabsezen, wobei es dann an Getreid-Vorräthen im Lande so leicht nicht fehlen wird.

Man kann zwar im Allgemeinen dagegen einwenden, daß im Falle durch Wucher in einem Lande eine künstliche Theurung hervorgebracht werde, der ungebundene Han-

delsverkehr mit andern Ländern hier bald ein Gleichgewicht herstelle, indem er seinen Zug an diese Stellen nehme; allein

1) ist doch das ein Mal aufgeschüttete Getreid der verkäuflichen Masse entzogen, also um dieses die Konkurrenz vermindert, sohin der Preiß, der mit ihr im umgekehrten Verhältnisse steht, erhöht;

2) kann dieser Aufkauf ins Unendliche vervielfältiget werden;

3) ist derselbe für einen Gewinnsichtigen so anlockend, daß er in jedem Lande Liebhaber der Menge findet, die ihr Kapital auf solch eine einträgliche Art in Betrieb zu sezen wünschen;

4) ist jener Handelszug nicht so physisch genau zu nehmen, wie z. B. die schleunige Herstellung der ebenen Fläche eines Fluidums nach auf einer Seite gemin derter Masse.

Die vorzüglichste und vielleicht einzige Ursache, warum in Toskana eine volle Un-

gebundenheit des Getreidhandels mit dem besten Erfolge gekrönt wurde, mochte jene üppige Vegetation gewesen seyn, welche in den südlichen Theilen unsers Europa's heimisch ist. Es giebt einen wichtigen Unterschied, ob in einem Lande Getreid-Produktion das einzige Subsistenz-Mittel der Nation ist, oder ob seine Unentbehrlichkeit durch gleich zweckdienliche Produkte verschwinden gemacht wird. Mit jenen steigt das Interesse des Wuchers, mit diesem sinkt es mächtig herab.

Die Frage: ob es mit dem Grundsäzen des Rechts und der Billigkeit vereinbar sey, der Spekulation hier in Weg zu treten, und auf einer Seite den Verschleiß des Eigenthums, auf der andern die Benuzungsart seines Kapitals zu beschränken, glaube ich vollkommen bejahen zu dürfen. Hier ist es, wo das Privat-Interesse dem allgemeinen scheinbar weichen muß, und die Koexistenz der Staatsbürger durch ein Opfer bedingt wird. Ich sage „scheinbar",

denn das gesellschaftliche Individuum lebt nur im Ganzen und durch das Ganze. Jedes Mittel zum allgemeinen Wohle, welches auf Erhaltung der Totalität hinzielt, muß also auch in dem Interesse des Individuums als stille Anfoderung liegen; denn wenn das Staatsgebäude zusammenstürzt, so wird jeder Einzelne unter seinem Schutte begraben. Das individuelle Interesse verschwindet also unter dieser gewiß richtigen Ansicht im allgemeinen.

Ich schließe daher mit dem auf obige Bemerkungen gestüzten Saze: Der Staat ist befugt und verbunden, dafür zu sorgen, daß mit den Mitteln seiner Subsistenz nicht im Dunkeln gespielt werde. Es ist sohin politisch nothwendig, keinen heimlichen Verkehr mit seinen Bedürfniß-Produkten zu dulden, sondern den Verschleiß derselben an Marktpläze hinzuweisen, wo er unter den Augen der Staatsbehörden und des Publikums nach vorgeschriebener Ordnung vor sich gehen mag.

Hiermit aber, glaube ich, ist in der Regel genug gethan. Außerordentliche Zufälle, als: Mißwachs, Kriege u. dgl. erfodern auch außerordentliche Mittel, die aber nur so lange angewendet werden dürfen, als der wiedernatürliche Zustand andauert. Darin lag eine reichhaltige Quelle so mancher üblen Staatswirthschaft, daß man einen so zu sagen gesunden Staat als einen kranken behandelte, und statt in einer guten Diät ihn zu erhalten, mit Palliativ- und Heilmitteln auf ihn einstürmte, wodurch natürlich gerade die entgegengesezten Würkungen erfolgen mußten, nämlich Stockung des organischen Prozesses, Erschlaffung und Schwinden der Kräfte! Möchte doch Horazens weise Lehre nie vergessen werden:

Omnibus in rebus sunt certi denique fines,
Quos ultra citraque nequit consistere rectum!

Freiheit unter vernünftigen Gesezen kann allein wahre Freiheit seyn; ungebundene Willkühr ist eine schädliche Abart, die den Keim

ihres eigenen Verderbens in sich herum-
trägt! —

Bemerkungen über Einquartirung
und
Verpflegung des Militärs.*)

In der festen Ueberzeugung, daß ein so
wichtiger Gegenstand, als die Einquarti-
rung und Verpflegung des Militärs vorzüg-
lich in gegenwärtiger Zeit-Periode ist, der
umfassendsten Bearbeitung bedürfe, und daß
jeder kleine Beitrag zu der Summe der Er-
fahrungen, und der daraus geschöpften Re-
sultate willkommen seyn werde, wage ich es
ohngeachtet bereits schon sehr gründliche und er
schöpfende Aufsäze hierüber erschienen sind, ei-
nige Bemerkungen zur Prüfung vorzulegen,
und die Bitte anzureihen ihre reine Tendenz
für Wahrheit und Recht nicht zu verken-
nen.

*) Allgem. Kammeral-Korrespondent. J. 1809. St. 151.

1) Bei Gegenständen, die so sehr von praktischer Behandlung abhängen, sollen vorzüglich praktische Geschäftsmänner eine geltende Stimme führen, die Gelegenheit haben, die unzählbaren Madifikationen solch eines Geschäftes zu beobachten, welche durch die sich so manchfaltig durchkreuzenden Umstände herbeigeführt werden, und welche man sich ohne Erfahrung, wenn man auch das ganze Reich der Möglichkeit erschöpfen wollte, gar nicht denken kann. Der bloße Theoretiker würde ohne Benuzung fremder Erfahrungen, und ohne in dem Gang der Dinge eingeweiht zu seyn, sich von Anfang bei diesem Geschäfte in der nämlichen Verlegenheit befinden, wie ein Künstler, der seine Kunst aus Büchern geschöpft hätte, ohne je selbst Hand angelegt zu haben, wenn er auf ein Mal ein vollendetes Kunststück zur Welt bringen sollte.

2) Jeder, welcher je in dieser Spähre gearbeitet hat, wird sich überzeugt haben, daß es schlechterdings unmöglich sey, bei

großem Drange der Geschäfte, und bei den durch das Militär selbst gestellten häufigen Hindernissen immer nach dem ein Mal festgesezten Systeme zu verfahren, daß also kleine Abweichungen bei der besten Ordnung unvermeidlich seyen. Es geht hieraus die Nothwendigkeit einer einstigen Ausgleichung von selbst hervor. Die Normen für dieselbe müssen aus den aufgestellten Grundsäzen für Vertheilung der Militär-Lasten überhaupt entnommen werden.

3) Erster und durchgreifender Grundsaz bei Auflegung der Militär-Lasten muß immer derjenige seyn, der die möglichst größte Vertheilung derselben zum unverbrüchlichsten Geseze erhebt. Um aber dasselbe in seiner vollen Reinheit zu bewahren, darf

a) unter keinem Vorwande eine Ausnahme geltend gemacht werden. Waren ehe Mals Privilegien, von denen man nicht ein Mal wußte, woher sie kamen, sondern die man sogleich als entschieden

annahm, der Grund zu Exemtionen, so ist jezt an ihre Stelle die Klasse der Staatsdiener aufgetreten, die für ihre Bemühungen bei Militär = Geschäften Befreiung von Kriegslasten fordern. Daß eine reelle Anerkennung der bei diesem Gegenstande vorkommenden höchst beschwerlichen Arbeiten Pflicht des Staates sey, wird Niemand widersprechen; aber unbillig muß man es finden, wenn der Staat sich dieser Pflicht auf eine Art entledigt, die die ohnehin drückenden Zeitverhältnisse im Momente des Druckes selbst nur noch mehr erschweren. Es dürfte daher der beßte Mittelweg durch Auszeichnung angemessener Douceurs für solche Staatsbeamten aus dem Ueberschuße der zur Tilgung der gemachten Kriegsschulden aufzulegenden Landessteuer zu treffen seyn. Arbeit des Mannes im verstärkten Maaße kann überhaupt keine Ursache zur Befreiung abgeben; denn bei uns herrscht die der weiblichen Bestim=

mung ganz zusagende Sitte, daß die Frau mit ihrem Dienstpersonale Küche und Keller besorgt, ihre Beschäftigung ist also ganz heterogen mit der des Mannes. Wenn aber Abwesenheit des Leztern ein Grund seyn soll, so dürften keiner Wittwe, wenn sie auch die Reichste drr Stadt seyn sollte, Quartiere eingelegt werden. Der Staat kann am wenigsten in solchen Geschäften auf jedes individuelle Verhältniß Rücksicht nehmen, sondern er muß die Sorge jedem selbst überlassen, wie er sich am Besten behelfen könne.

b) Die Einwohner sollen so viel möglich belegt werden; denn wollte man nur immer den Reichen die Last fühlen lassen, so müßten diese bei längerer Dauer, die man nie bestimmt vorhersehen kann, ausgesaugt werden, und so am Ende den Armen gleich kommen, da sie die Last natürlich jeder Zeit im vollen Anschlage ihres Vermögens tref-

fen, und die Reihe allzuschnell wiederkehren würde.

Ich stelle daher den Saz auf: Zu solch' allgemeinen Lasten ist nach dem Prinzipe des Staatsvereines jeder ohne Unterschied beizutragen verbunden. Die Klasse der Reichen und der Mittelstand leiste ohne Rücksicht auf Verhältniß des Hauseigenthümers zur Mithe Real-Dienste; der Arme hingegen, worunter ich jedoch einen solchen verstehe, der nichts als seinen täglichen Erwerb hat, welcher ihn und seine Familie vor Hunger schüzt, dürfte mit Personal-Diensten als Botengängen, Handarbeit u. dgl. zu belegen seyn. Hiebei soll aber nie zu weit gegangen und wohl überdacht werden, daß durch diese Personal-Dienste dem Armen sein Erwerb, der allein seine und seiner Familie Existenz erhält, suspendirt wird, und er sohin, um nicht mit den Seinigen Hungers zu sterben, auf augenblickliche Entschädigung in dem Grade, in welchem jenes geschieht, gerechten Anspruch habe. Die Ver-

bindlichkeit, sich solchen Arbeiten zu unterziehen, für die man wegen Beschwerlichkeit oft um doppelten Preis kaum Leute finden dürfte, ferner der Umstand, daß ihm der Preis gesezt, und aufs Genaueste nach seinem nöthigsten Bedürfnisse abgemessen wird, ist für ihn Last genug.

4) Bei Aufnahme des Vermögenstandes der Staatsbürger, um einen sichern Maasstab für Vertheilung der Militär-Lasten zu erhalten, dürften folgende Rubriken zum Schema dienen:

A. Aktiv-Stand:

a) jährlicher Erwerb,

α) sicherer

β) unsicherer.

b) Kapitalien, welche liegen:

α) In Grundstücken,

β) in Gewerben,

γ) in Häusern,

δ) auf Interesse.

c) Renten.

B. Passiv-Stand.

a) Schulden;

b) Lasten:

α) reele,

β) persönliche;

c) Konsumtion;

d) nicht vorzusehende Zufälle.

C. Reines Vermögen:

a) an Revenüen;

b) an Kapitalien.

Der unsichere Erwerb wäre nach einem billigen Anschlage mit Rücksicht auf mehrjährige Erträgnisse, die Konsumtion aber nach guter standesmäßiger Oekonomie mit Hinsicht auf die Größe und den Zustand der Familie zu bemessen; ferner wäre alles in möglichst sichern Geldanschlag zu bringen, und für unvorgesehene Zufälle jedoch mit Bedachtnehmung auf Gewerbs- und anderes Risiko im Allgemeinen der dreißigste Theil des Aktivstandes anzunehmen.

5) Da es wegen Mangel am Raum und vielen andern manchfachen Ursachen nicht selten durchaus unmöglich ist, jedem immer die ihn betreffende Mannschaft einzulegen, eine Ausmittlung durch öfteres Wiederholen der Quartiere aber sehr leicht Unordnung erregen kann, und diese Methode auch dem Quartier-Träger ungleich mehr zur Last fallen muß, so sollte von Staatswegen deßhalb eine eigene Vorsorge durch Errichtung einer allgemeinen Garküche für Gemeine, und wenn es auch thunlich wäre, selbst durch gemeinschftliche Bewirthung oder Verpflegung der Offiziere getroffen werden. Der Unternehmer dieser Anstalt hätte sich unter höherer Aufsicht an einem bequemen Plaze zu etabliren, einige Zimmer für Offiziere und Gemeine mit der nöthigsten Einrichtung in Bereitschaft zu halten, und so nach einem mäßigen Regulativ für Preise der Kost und Logis die Quartiere der Einwohner zu übernehmen. Dabei wird aber erfodert:

a) daß der auf diese Art aufzustellende Traiteur ein Mann von entschiedener Treue und Rechtschaffenheit sey, und vorzüglich durch gefälliges Benehmen durch Fleiß und Pünktlichkeit sich auszeichne:

b) daß derselbe mit einem hinlänglichen Dienst-Personale, worauf sich durchaus zu verlassen seyn kann, sich versehe;

c) daß um alle Excesse zu vermeiden, kein anderer Unterschied als zwischen Gemeinen und Unteroffizieren, dann Offizieren und Staabs-Offizieren angenommen werden dürfe, daß also der Quartier-Träger hier seine Mannschaft bloß nach dem im Regulative bestimmten Preise unterbringen könne, und kein geringerer angenommen werde, da alle gleichen Grades an ein und derselben Tafel Theil zu nehmen haben;

d) daß endlich durch genaue Nachsicht strenge auf Reinlichkeit, Ordnung und unabänderlicher Befolgung der zur Kost vorgeschriebenen Quantität und Qualität gehalten werde.

Auf diesem Wege wird also:

I. Der so häufigen Entschuldigung wegen Mangel an Raume, Abwesenheit, Krankheit u. dgl. hinlänglich begegnet, und

II. den Wirthen, die von ihnen so wohl benüzte Gelegenheit zu Prellereien ihrer Mitbürger entzogen.

6) Von der ein Mal festgezten Norm für Ausgleichung der Quartiers-Last, nach welcher für jeden militärischen Grad eine bestimmte Vergütungs-Summe angesezt wird, soll wegen Einzelnen, die sich eines höheren Aufwandes wegen beschweren, keine Ausnahme gemacht werden; denn

a) wäre die Untersuchung der Frage, ob diese Beschwerde in Wahrheit gegrün-

und ob sie nicht selbst verschuldet worden, sehr schwierig;

b) hat sich die Zivil-Behörde deßhalb an die höhere Militär-Stelle zu wenden, und den Unterthan zu vertretten;

c) gleicht sich dieß bei mehreren Quartieren ohnehin aus:

α) Es wird der Geldansaz zur Vergütung ohnehin so regulirt werden, daß er mit den schon im Allgemeinen etwas überspannten Forderungen des Soldaten und dem laufenden Preise der Lebensmittel im Verhältnisse steht;

β) sind die Menschen sehr verschieden, und wir würden ungleich mehrere Beispiele von Genügsamkeit aufzuweisen haben, wenn nicht das unbescheidene Betragen der Quartier-Träger selbst die meisten Veranlassungen zu Exzessen gegeben hätte.

7) Ich halte es für wahres Bedürfniß, eine eigene Kasse für die Einquartirungs-so

wie für die übrigen Militär-Kommissionen zu errichten, in welche vorzuglich die von Unterthanen, welche sich durch Abkaufen mit den Soldaten, durch falsche Angaben bei Quartierungs-Untersuchung u. dgl. straffällig gemacht haben, nach einem bestimmten Regulativ und nach vorhergegangenen summarischen Prozessual-Verfahren erhobenen Strafgelder zu fließen hätten.

8) Noch, glaube ich, ist die Frage nicht berührt worden, ob solche Gewerbe, welche Lebensbedürfnisse der ersten Klasse verarbeiten. als Bäcker, Fleischer und Bräuer, wegen vermehrter Konsumtion und dadurch beträchtlich erhöhtem Verschleiße nicht stärker als nach bloßem Vermögensansaz zu belegen wären? Diese Frage dürfte um so mehr zu bejahen seyn, als entschieden angenommen weroen darf, daß diesen Gewerben die ihnen nach ihrem Vermögen zugetheilte Mannschaft nicht allein durch diese erhöhte Konsumtion ganz bezahlt, sondern sich bei genauer Berechnung oft

noch Ueberschuß finden werde. Da sie sich daher, während ihre Mitbürger unter der allgemeinen Last seufzen, für den sie betreffenden Theil der Last selbst aus deren Schweiße bezahlt machen, so dürfte die Zugabe eines oder zwei Drittheile des ganzen Betreffes nach Maaßgabe der Menge der einrückenden Truppen nicht als unbillig erscheinen.

Bei andern Gewerben ist dieß der Fall nicht, oder wenigstens nicht in so hohem Grade; denn diese haben nur in Kantonirungen vom Soldaten Gewinn zu hoffen; ferner bezahlt dieser gering, jede Arbeit ist für ihn mit Risiko verbunden, und überhaupt müssen sie jeden Gewinnst dem Zufalle verdanken, während jene an angesessenen Unterthanen ihre sichere Bürgen haben, und sich bei ihnen mit jedem Quartiere ohne alle eigene Industrie der Vortheil von selbst wiederholt. Jedoch dürfte diese ganze Bemerkung bei feindlichen Truppen wenigstens für das eine oder andere Gewerbe

eine Modifikation erleiden; es lassen sich aber im Allgemeinen keine Bestimmungen angeben.

9) Die Einquartierung nach Gassen und Vierteln ist zuverläßig die zweckmäßigste. Denn

a) ist es dabei weit eher möglich, Ordnung zu halten;

b) kann dabei die Kompagnien- und Eskadronen-Weise Verlegung der Mannschaft eher beobachtet werden, die in polizeilicher und anderer Hinsicht sehr vortheilhaft ist;

c) rekurirt die Quartier-Last nicht so oft.

Um dieses Leztere noch ins Werk zu sezen, halte ich für zweckmäßig, jedem Quartier-Träger immer die ihn im vollen obgleich nicht höchsten Ansaze treffende Mannschaft beizulegen, und jeder wird es ökonomischer finden, z. B. auf Ein Mal vier Mann zu halten, dann einen Monat frei

zu bleiben, als jede Woche Einen Mann zu bewirthen.

10) Ich reihe hier zum Schluße noch einige Vorsichts-Maaßregeln bei Vertheilung der Quartiere an, deren Vorzug vielfältige Erfahrungen hinlänglich bestättigt haben:

a) Täglich soll ein Protokoll über die würklich geschehene Einquartierung und mit Schluß der Woche die ausgetheilten Polliten gesammelt werden, damit sie mit jenem Tagbuche verglichen, und darnach das leztere berichtigt werden könne. Dadurch sind nicht nur die manchfachen Betrügereien mit den Polliten leicht zu entdecken, und die allen Falls eingeschlichenen Irrthümer zu verbessern, sondern man bekommt auch das Geschehene in frische Erinnerung, und kann darnach die weitern Maaßregeln berechnen.

b) Aus dem Tagebuch ist jedes Monat eine Tabelle zu verfassen, worin

α) die während desselben einquartirte Mannschaft nach Nationen und Regimentern,

β) der Tag ihres Ein- und Ausmarsches,

γ) der Stand der Offiziere, Gemeine und Pferde, endlich

δ) die Viertel und Gassen, welche mit ihnen belegt wurden,

detaillirt und von Tag zu Tag einzutragen sind.

c) Die Einquartierung des Stabes und übrigen Offiziers-Personals hat wegen großer Erleichterung in der Manipulation der Gemeinen vorherzugehen.

d) Muß ein genaues Verzeichniß der Ställe verfaßt, und darin der Raum für Pferde im mindesten und höchsten Anschlage, ferner auch Städel und andere Pläze, wo Pferde untergebracht werden können, nebst genauer Bestimmung ihrer Beschaffenheit aufgenom-

men, dann, um alle Irrung zu vermeiden, jeder Zeit auf die Quartier-Pollite die Stallung bemerkt werden.

e) Da sorgfältig jede Gelegenheit zur Verursachung größerer Kosten oder Exzessen vermieden werden muß, so sollten alle Quartierträger angewiesen werden, im Falle sie die sie betreffende Mannschaft nicht selbst logiren könnten, bei der Quartier-Kommission die Anzeige davon zu machen, damit von Seiten dieser die Pollite sogleich auf denjenigen geschrieben werden könne, mit dem die Verpflegung auf Rechnung vom Quartier-Träger akkordirt wurde. Dergleichen Polliten sind mit besondern Marquen zu bezeichnen. Diese Vorsicht ist um so nöthiger, da gewöhnlich der Soldat sich weigert, sich an einen dritten Ort führen zu lassen, oder, wenn er weiß, daß er auf Kosten eines Dritten lebt, ungleich grössere Foderungen macht.

f) Um neue Quartier-Macher, oder bei unrichtig angegebenem Stand noch nachziehende Individuen unterbringen zu können, und nicht Privat-Leute, die nicht vorbereitet und daher mit nichts versehen sind, bei Nacht, oder zur ungelegenen Tageszeit damit belegen zu müssen, wodurch sehr leicht bei verzögerter Befriedigung der dringenden Bedürfnisse des durch den Marsch erschöpften Soldaten Exzesse entstehen, sollen nach Maaßgabe der Mannschaft einige Wirthshäuser zur Reserve offen gelassen, und damit täglich umgewechselt werden.

g) Ist auf Quartier-Ansagen und tägliche Nachsicht in denselben durch die Rottenmeister schärfest zu dringen und keine Nachläßigkeit oder falsche Angabe ungeahndet zu lassen.

h) Soll im Journale die Charge und wo möglich der Name der Stabs- und Kompagnie-Offiziere in einer eignen

Rubrik bemerkt werden; denn es liegt den Militär- sowohl als den Zivil-Behörden sehr daran, wegen Anfragen und vorzüglich in polizeilicher Hinsicht, bei Exzessen der Subalternen sich behelfen zu können. Es dürfte auch nicht zu viel gefordert seyn, wenn eine eigne Verordnung den Quartier-Träger verbände, die Charge und Namen des bei ihm liegenden Offiziers an die Hausthüre anzuschlagen.

Ich könnte die Zahl dieser Bemerkungen noch beträchtlich erhöhen, aber sie würden sich dann auf bereits gesagte Dinge ausdehnen, und den individuellen Gesichts-Punkt in dem Allgemeinen gänzlich verschwinden machen.

Vermischte Aufsáze.

Plan
zur
Errichtung eines Leseinstituts.*)

Ueberzeugt durch gegenwärtigen Versuch dem Wunsche so mancher Freunde der Litteratur entgegen zu arbeiten, und für diejenigen, welche durch die Nothwendigkeit ökonomischer Beschränkung außer Stande gesezt sind, sich eigne Handbibliotheken anzuschaffen, eine Quelle aufzuschließen, welche durch Zweckmäßigkeit und Umfang an ihrem Werthe beträchtlich gewinnen muß, gehe ich zur Bearbeitung desselben über, bitte aber vorerst die Leser, ihn, für nicht mehr, als eine Privatidee anzusehen, die nur durch höhere Unterstützung zur Wirklichkeit gebracht werden kann, und nicht eher

*) Eichstädter Intelligenzblatt, Jahrgang 1807.

ein Urtheil zu fällen, bis das Ganze geprüft ist.

Der Plan umfaßt folgende drei Gegenstände:

Konstitution, Litteratur, Oekonomie.

Die Fundementalgeseze desselben sind:

Simplizität, Auswahl, Sparsamkeit.

Ordnung ist die Seele des Ganzen, deren Spuren auch in dem kleinsten Theile dieses Gebäudes wirken sollen. Um nun das Ganze in seinem vollen Umfange entwickeln zu können, fasse ich es in nachstehende Punkte;

A. Herstellung eines Fondes.

B. Bestimmungen über

a) Mitglieder und

b) Lokale.

C. Innere Einrichtung.

Um solch einem Institute nicht das Gepräge der Unhaltbarkeit von selbst aufzudrücken, muß der Grundsaz zur unverbrüchlichsten Norm genommen werden, den Versuch so viel möglich vorerst im Kleinen zu machen.

Das erste und wichtigste bleibt daher immer die

A. Herstellung eines
   a) hinreichenden und
   b) sichern Fondes.

a. Hinreichend wird er seyn, wenn er die geringen Bedürfnisse des Instituts vollkommen befriedigt.

b. Sicher, wenn schlechterdings kein Rückstand in den fälligen Zahlungen geduldet wird.

Lezterer ist aber nur dann denkbar, wenn

1.) der Säumige mit Nachdruck ermahnt,

2.) ein Insolventer gar nicht, oder schon gleich zu Anfang unentgeldlich zugelassen, endlich

3.) bei dennoch eintrettender Zahlungsunmöglichkeit der Rest durch Repartition auf sämmtliche Mitglieder gedeckt wird.

Da aber zur Zeit sich keine andere Quelle denken läßt, als die Beiträge der Mitglieder, so kann nur ein angenommener Ueberschlag über die Hoffnungen, welche man sich zu machen hat, Aufschluß geben.

Ich seze, z. B. voraus, daß jeder Theilnehmer dieser Gesellschaft sich zu einer Konkurrenz von wenigst jährlichen 6 fl. versteht. Erhält man nun 50 Abonnenten, was so schwer nicht seyn dürfte, so wirft die Konkurenz eine Summe von jährlich 300 fl. ab. Verwendet man von diesen 300 fl. zwei Drittheile zur Beischaffung von Zeitschriften, so erhalten wir, den Jahrgang einer jeden zu 10 fl. gerechnet, was im Durchschnitte offenbar zu viel ist, 20

Zeitschriften, und es bleibt ein Drittheil zur Bestreitung des ökonomischen übrig.

Der Ueberschuß auf der einten, oder andern Seite kann dann zur Anschaffung einer ausgesuchten Bibliothek für das Institut dienen, und ein solcher dürfte sich um so leichter zeigen, wenn meinem Vorschlage gemäß politische Zeitungen ganz ausgeschlossen würden, und es einzig den Mitgliedern überlassen bliebe, jene, welche sie bisher ohnehin gehalten, zum Beßten des Institutes demselben beizulegen.

Dürfte ferner diese Anstalt, die in ihrem Aufblühen so sehr hilfreicher Hände bedarf, nicht auch auf noch besondere jährliche oder zufällige Beiträge rechnen? — Gewiß werden jene, die ohnehin nicht unbedeutende Summen auf Litteratur verwenden, über den Vortheil, all dieses im Institute um so geringen Preis zu erhalten, hinweg sehen, und ihn demselben zuwenden. Gewiß werden häufige Geschenke vorzüglicher Werke in Bälde eine Bibliothek zu Stande brin=

gen, die als ein unschäzbares Kleinod den Werth des Ganzen so unendlich erhöhen soll. Dankbar wird dann die Konstitutions=Urkunde und die Geschichte des Institutes die Namen dieser Edlen der Nachwelt aufbewahren und sie werden in der Reihe derjenigen glänzen, die durch wohlthätige Beförderung der Künste und Wissenschaften sich an die Seite derer aufgeschwungen haben, die durch Produkte der Unsterblichkeit die Zierde ihres Zeitalters waren! — —

B. Gehen wir nun zu den Bestimmungen über:

a) Die Mitglieder.

Da es dem Institute nicht blos darum zu thun seyn muß, recht viele Mitglieder zu besizen, sondern dasselbe billig auch auf Eigenschaften zu rechnen befugt ist, die erfodert werden, um in Gesellschaft angesehener und gebildeter Männer daran Theil nehmen zu können, so dürfte vorerst jedes den Beitritt wünschende Individuum bei dem Direktor den Beitritt nachzusuchen, und die

Entschließung von der Berathung desselben mit dem Ausschuße zu gewärtigen haben.

Um aber den Studierenden höherer Klassen denselben, im Falle er ihnen gestattet wird, durch den für ihre ökonomischen Umstände vielleicht zu hohem Beitrage nicht sehr zu erschweren, soll bei ihnen die Hälfte des jährlichen Beitrages genügen, auch nach eingeholten sichern Erfahrungen ihnen der Eintritt umsonst zugestanden werden.

b) Was das Lokale betrifft, so dürfte zur Bezwekung der möglichsten Sparsamkeit und aus andern nicht minderwichtigen Ursachen ein Privathaus jedem andern Lokale vorzuziehen seyn. Sollte sich nicht ein Mitglied finden, das dem Institute dieses kleine Opfer zum Angebinde bringen wollte? — Welches Verdienst könnte es sich dadurch für die ganze Anstalt erwerben! — — Wie unendlich Vieles würde dadurch für das Institut gewonnen! Es hätte dann blos für Meublement, Heizung, Licht und Bedienung, die sogleich ein Domestique des Hauses ge-

gen angemessenes Douceur übernehmen könnte, zu sorgen, und hiezu dürften 100 fl. um so mehr zureichen, als das Institut nicht den ganzen Tag hindurch, sondern im Winter 4 Abend = und im Sommer 2 Vormittags = dann 2 Nachmittagsstunden geöffnet bleiben könnte.

C. Die innere Einrichtung dürfte eine umfassendere Berücksichtigung nöthig haben. Ich theile das Ganze in folgende zween Paragraphen:

§. 1.

Das Institut bedarf eines Direktoriums.

§. 2.

Es bedarf Geseze.

§. 1.

Das Direktorium im weitesten Sinne hätte

1.) Aus einem Direktor,
2.) einem Ausschuße, und
3.) einem Sekretär zu bestehen.

Die vorzüglichsten und unerläßlichsten

I. Eigenschaften eines Direktors seyen: Ansehen, Muße und litterarische Kenntnisse. Das erstere ist unumgänglich erforderlich, um die nöthige Ordnung bei einer Versammlung so verschiedener Stände zu erhalten. Das zweite dürfte mit weniger Strenge gefordert werden, und sich blos auf Verwandschaft der Berufsgeschäfte desselben mit den das Institut betreffenden Arbeiten beschränken. Das dritte bürgt seine Nothwendigkeit von selbst.

Der Ausschuß sollte ingleichen aus angesehenen und gebildeten Männern bestehen, und dürfte die Zahl von vier Gliedern nicht übersteigen, die dem Ganzen an die Spize tretten.

Ein zeitlicher Sekretär dürfte nicht zu sehr durch andere Arbeiten überladen seyn, hinlängliche Kenntnisse besizen, und überhaupt durch gutes, solides Benehmen sich des Vertrauens der Mitglieder würdig gemacht haben.

II. Der Wahl des Direktors, Ausschusses und Sekretärs bleibt kein anderer Weg, als der des Stimmensammelns übrig, wenn nicht einige Männer, würdig die Leitung dieser kleinen Gesellschaft zu übernehmen, sich darüber selbst verstehen, und so die ersten Schritte dem Entstehen dieses Instituts entgegen machen.

Die geschehene Privat- oder öffentliche Wahl kann dann für immer bestehen, oder nach Jahren geändert werden. Solch detaillirte Bestimmungen sind zur Begründung des Instituts unwesentlich, und hangen von dem Wunsche der Mehrzahl ab.

III. Der Wirkungskreis eines

A. Direktors hätte folgendes zu umfassen:

a.) Erhaltung der Ordnung.

b.) Entwerfung und Unterzeichnung der Vorschläge, Zirkularien und Notizen rc.

c.) Durchsicht, und Adjustirung der jährlich abzulegenden Rechnungen, dann

summarische Bekanntmachung der Resultate derselben.

d.) Führung der nöthigen Korrespondenzen.

e.) Einführung angesehener Fremden u. dgl.

Er ist es, an dem alles, was das Institut betrifft, gelangen muß, ohne dem nichts ungeahndet geschehen darf.

B. Wirkungskreis des Ausschusses:

a.) Abgebung der Stimmen bei entworfenen Vorschlägen des Direktors, oder andern wichtigen Vorfällen.

b.) Ertheilung von Rathschlägen zur Verbesserung des Institutes.

c.) Einsicht der geführten Verwaltung.

C. Wirkungskreis eines Sekretärs:

a.) Besorgung der einlaufenden Litteratur und der Repositur, dann der betreffenden Anschläge.

b.) Führung der Rechnung, so daß alles, was das ökonomische betrifft, durch seine Hände geht; er hingegen gehalten ist, jeden Monat den Direktor über Einnahme und Ausgabe besondere Rechenschaft zu geben, auch in wichtigen Fällen sogleich Anzeige bei demselben zu bewirken.

c.) Uebernahme aller Geschäfte, die ihm der Direktor noch eigens in Ansehung des Instituts anvertraut.

Da nun bei einer Anstalt dieser Art auf die Uneigennützigkeit eines zeitlichen Direktors und Ausschußes unfehlbar gerechnet werden darf, auch zur einstweiligen unentgeldlichen Uebernahme der Sekretariatsstelle sich ein junger Mensch finden wird, der es sich zur Ehre rechnet, dem Institute auf was immer für einem Wege nützlich seyn zu können, so fallen die Kosten eines Personales mit Ausschluß des Domestiquen, dessen Dienste aber nur den Winter durch unumgänglich nöthig sind, von selbst hinweg.

§. 2.

Die hier folgenden Geseze sind blos Vorschläge, bei denen ich weit entfernt bin, sie als die beßten aufzudringen, und die ihre Sanktion oder Verwerfung erst von der Entscheidung des Direktors und Ausschußes zu gewärtigen haben. Sie dürften ohngefähr folgende seyn:

1.) Die Gesellschaft ist für alle gebildete Einwohner bestimmt, kein Stand soll davon ausgeschlossen seyn. So weit man aber entfernt ist, den Zutritt wie immer zu erschweren, so wenig kann unbeschränkter Willkühr hier freier Spielraum gelassen werden. Daher hat jedes Individuum, welches den Zutritt wünscht, sich bei dem Direktor zu melden, oder durch den Sekretär die Einleitung treffen zu lassen, wo sodann dasselbe, im Falle ihm der Zutritt gestattet wird, sogleich eine Eintrittskarte erhält, und in das Verzeichniß der Mitglieder aufgenommen wird.

2.) Jedes Mitglied macht sich auf ein Jahr verbindlich, weil die Pränumeration für Zeitschriften auf ein volles Jahr laufen muß. Wer also innerhalb dieses Zeitraumes beitritt, zahlt den ganzen Jahresbetrag, und niemand kann durch freiwilligen Austritt sich von dieser Verbindlichkeit befreien.

3.) Das Abonnement wird jährlich erneuert, und die Zahlungen vierteljährig am vorlezten Tage des dritten Monats gegen Quittungen geleistet.

4.) Der jährliche Betrag betrifft 6 fl. bei dem Eintritte zahlt jedes neue Mitglied ein für allemal um einen Gulden mehr, der als Vorschuß zu Bestreitung des Meublement verwendet werden soll.

5) An der Spize des Institutes stehen: Ein Direktor und ein Ausschuß von vier Mitgliedern; das litterarische und ökonomische besorgt ein Sekretär unter der Leitung des Direktors. Die bestimmten Zu=

sammentritte des Direktoriums sind vierteljährig an selbst zu wählenden Tagen, die unbestimmten hangen von Umständen und der Wahl des Direktors ab. An ihre Stelle kann auch oft das Zirkuliren einer Note treten, wodurch die Mitglieder von dem Gegenstande der Berathung in Kenntniß gesezt werden, und ihre Stimmen abgeben können. Die des Direktors ist bei Stimmengleichheit entscheidend. Die Geschäfte solcher Versammlungen sind: Geseze beschließen, über wichtige Vorfälle in der Gesellschaft entscheiden und Einsicht in die Verwaltung nehmen. Die Resultate ihrer Berathschlagungen werden im Lesezimmer durch Anschlag bekannt gemacht, welches auch mit dem Verzeichnisse der Mitglieder nach der jedesmal zu bemerkenden Zeit ihres Beitrittes, dann mit den täglich einlaufenden Schriften zu geschehen hat.

6). Zweckmäßige Vorschläge zur Verbesserung der Anstalt werden mit Danke angenommen, müßen aber dem Direktor vor-

gelegt werden, und dieser hat die Stimmenmehrheit des Ausschlußes darüber zu erholen.

7). Die Stunden der Oeffnung des Institutes sind Winters Abends von 5 bis 9 Uhr, und Sommers Morgens von 10 bis 12 Uhr, dann Nachmittags von 1 bis 3 Uhr.

8). Die gewöhnlichen Regeln des Wohlstandes, welche in dem Lesezimmer, zu beobachten sind, verstehen sich von selbst. Daß also daselbst nicht gesprochen, nicht Taback geraucht, nicht gegessen oder getrunken werden dürfe, braucht keiner Erinnerung.

9). Von Journalen und Zeitungen darf ein Mitglied nur ein Stück auf einmal vor sich nehmen. Aus dem Lesezimmer soll schlechterdings kein Blatt getragen werden. Daher muß beständig der Sekretär, oder im Falle der Abwesenheit desselben ein Mitglied die Aufsicht über sich nehmen.

Journale, Bücher und Zeitschriften werden nur gebunden, und für Einwohner auf 3 Tage, für Auswärtige auf 8 Tage ausgelehnt. Nach Umständen kann dieser Termin erhöht werden, immer ist aber dabei zu berücksichtigen, daß durch zu große Erhöhung desselben die übrigen Mitglieder an ihren Ansprüchen auf Benuzung des Instituts verkürzt werden, was doch da, wo alle gleiche Rechte genießen, keineswegs zugegeben werden darf.

Der Empfänger stellt jederzeit einen Schein aus, und wird, im Falle er säumig im Zurückstellen seyn sollte, ernstlich ermahnt, wohl auch mit der nöthigen Strenge behandelt.

10). Auch Auswärtige können an diesem Institute Antheil nehmen. Allein selbe müßen sich zur Beobachtung der strengsten Ordnung anheischig machen, und wochentlich die ihnen zugetheilten Schriften und Bücher auf das pünktlichste einsenden.

11). Wer ein Juornal oder Buch verdirbt, muß den Schaden ersezen, sollte es auch nur durch Nachschaffung des ganzen Jahrganges geschehen können.

12). Jedes Mitglied kann für einen Tag einen Fremden einführen, wobei derselbe seinen Namen und Charakter in ein hiezu bestimmes Buch einträgt. Fremde, die sich über 14 Tage hier aufhalten, und Theil nehmen wollen, bezahlen einen halbjährigen Beitrag.

13). Jedes Mitglied hat sich in minder wichtigen Anfragen u. dgl. an den Sekretär zu wenden. Derselbe besorgt die Registratur, und führt die Rechnungen. Man hat also alle Zahlungen an ihn zu leisten, und nichts darf im Lesezimmer ohne seinem Wissen verrückt werden; dagegen ist er auch für alles verantwortlich.

14). Das Institut soll den passenden Namen, Musäum, erhalten.

Das erste Geschäft des versammelten Ausschußes wird sodann seyn: die Zeitschriften mit strengster Auswahl zu bestimmen, und selbe mit dem Namen des Direktors, Ausschußes und Sekretärs, ferner mit der Ankündigung der Anstalt und ihrer Geseze durch den Druck öffentlich bekannt zu machen.

So wäre denn dieser Plan entworfen! Zweckmäßigkeit der Idee und Ausführbarkeit des Ganzen wird niemand absprechen können, aber wer wird ihn einleiten, wer ihm seine Existenz geben, wenn nicht jene, in deren Macht es steht, welche Kenntnisse und den beßten Willen hiezu haben?

Ueber Zensur-Wesen.

Wenn man bedenkt, wie sehr in diesem Gegenstande die Extreme sich berühren, und wie nöthig daher eine bestimmte, feste Ansicht desselben seyn dürfte, so möchte ein Versuch, diese in ihrer Reinheit darzustellen, allerdings willkommen seyn, und könnte wenigst dahin führen, die Wichtigkeit der Sache mehr einzusehen, und sie darnach zu behandeln.

Was strenge Zensur für schädliche Folgen nach sich ziehe, lehren uns hinlängliche Beispiele. Sie legt

1) dem freien, genialischen Geiste äusserst drückende Fessel an, schreckt den kühnen

Denker zurück, und lähmt die Kraft in ihrem Aufschwunge.

2) Sie öffnet durch unbestimmte, in allgemeinen, vielbedeutenden Ausdrücken abgefaßte Instruktionen der Willkühr, den individuellen, oft sehr verschrobenen Ansichten der Zensoren, dem Neide und nicht selten einer leidenschaftlichen Neckerei dem größten Spielraum. Es ist auch gar nicht möglich, Zensurgeseze so entscheidend für alle Fälle zu geben, daß nicht dennoch dem richterlichen Ermessen einiges überlassen bliebe.

3) Sie bringt Unterschleife an die Tagesordnung, und stiftet so auf geheimen Wege unzuberechnenden Schaden. Tiefe Menschenkenntniß führten den Weisen Roms auf den Saz: nitimur in vetitum, den jene nie vergessen sollten, die mit Verbothen und Strafen so leicht alles gethan zu haben glauben.

4) Sie stellt der Regierung ein mächtiges Hinderniß in Fortschritten zu höherer

Einsicht, indem sie die Sprache der Wahrheit verstummen macht, die sie über die Mängel ihrer Einrichtungen aufklären, und ihr Vorschläge zur Verbesserung an die Hand geben könnte. Das Gefühl für wahre Freiheit ist so tief gesunken, daß man die Martyrer der Wahrheit wohl gar als Thoren höhnt! —

5) Sie begeht endlich Verrath an der Nation, die auf vaterländische Produkte des Geistes eben so gerechten Anspruch hat, als auf die Früchte ihres heimischen Bodens.

Ohne mich nun auch über die Nachtheile einer völligen Preßfreiheit zu verbreiten, welche jedem von selcst einleuchten werden, und die dringend genug gewesen seyn mußten, weil sie es waren, die die Zensurgeseze zum Vorschein brachten, und sogar zum Bedürfnisse erhuben, gehe ich zu einem Vorschlage über, wie Preßfreiheit und Zensur am zweckgemässesten vereint werden könnten.

Ich fasse ihn unter folgender Ansicht.

So wenig die Regierung befugt ist, die Nation gleich einer Unmündigen zu behandeln, so wenig kann es ihr verargt werden, wenn sie Einsicht in jene Werke fordert, welche als Geistesprodukte der Publizität übergeben, und, indem sie den Charackter einer Waare annehmen, allgemeines Gut werden. Noch mehr! sie ist dazu verpflichtet, denn, wenn solch ein Werk das Gepräge seiner Verderblichkeit an der Stirne trüge, so müßte sie auf Vertilgung desselben hinarbeiten.

Da nun aber diese Aufgabe für sie unendlich schwierig und nicht selten unauflösbar werden könnte, im Falle die Auflage schon vergriffen wäre, was gewöhnlich bei Produ ten dieser Art eintritt, so scheint die Voreinsicht als rechtlich und politisch nothwendig.

Die Art dieser Voreinsicht dürfte sich durch folgende Normen bestimmen lassen:

1) Jeder Autor ist verbunden, sein Manuskript, das er zum Drucke befördern will, ohne Unterschied des quantitativen oder qualitativen Werthes der einschlagenden Kollegial-Oberbehörde vorzulegen. Die Strafe für den Unterlassungsfall steigt in eben dem Grade, als das Werk für schädlich erkannt wird. Geldstrafe wäre hiezu am geeignesten, die Konfiskation aber kann, wenn man sie nöthig findet, neben ihr sehr wohl bestehen. Ist der Authors unbenannt, so tritt der Verleger ganz in dessen Verbindlichkeiten, und fällt alle Verantwortlichkeit auf ihn. Völlig anonyme Schriften dürfen allerdings die Zensur passiren, kommen sie aber ohne mit dieser gestempelt zu seyn, ins Publikum, so ist strenge Spähe auf den Verfasser oder Verleger zu halten, um ihn aufzufinden, und ihn zu gebührender Strafe ziehen zu können.

2) Die Oberbehörde erwähle ein eignes Glied aus ihrer Mitte zum Referenten in Zensur-Angelegenheiten. Dasselbe habe

dann jederzeit vorzutragen, ob? oder unter welchen Modifikation ein zur Eingabe gekommenes Manuskript dem Drucke unterliegen dürfe, und das Kollegium stimmt dann auf solch' motivirtes Gutachten zur Entscheidung ab. Als verwerflich müssen angenommen werden:

a) Schriften, oder Stellen in selben, welche der Phantasie Bilder ungezügelter Wollust darstellen, und in den Händen der Jugend die Nationalkraft entnerven,

b) solche, welche die Ehre eines Individuums eines Standes, oder der Regierung unmittelbar angreifen, sie mögen jene, gegen die sie gerichtet sind, ausdrücklich benennen, oder sie, so bestimmt bezeichnen, daß jeder, der sie kennt, nothwendig auf sie verfallen muß, die dadurch Beleidigten mögen ferner im Auslande oder im Vaterlan-

de sich befinden, denn der Regierung muß jede Ehre heilig seyn.

c) solche endlich, die eine herrschende oder geduldete Religion lächerlich oder verächtlich zu machen suchen, denn dem Regenten muß auch jede Religion heilig seyn.

Hier ist nun die Grenze gegeben, die die Regierung nie überschreitten soll, wenn sie nicht in despotischen Geistesdruck ausarten will.

Diese drei Punkte sind es einzig, die das Gebieth der Zensur abstecken. Nun lehrt uns aber vielfältige Erfahrung, daß damit noch nicht alles geborgen sey. Wie manche Werke erscheinen, welche ohne die Ehre der Regierung zu beleidigen, üble Sensation bewirken können, die dann die Regierung wieder vernichtet wünschte, und worunter vorzüglich die geheimen Geschichte

der Höfe gehören, oder die in Form geschmackloser aber begierig gelesener Romane den Geist schwächen, und das Herz mit fader Empfindelei erfüllen, ohne im Grunde die Moralität selbst anzugreifen, endlich solche, die eine Religion in ihren Grundvesten erschüttern, aber mit philosophischer Würde abgefaßt blos den Trieb nach Wahrheit entsprechen.

Um diesen allen zu begegnen, und also auf der andern Seite die Lücken wieder auszufüllen, welche die Zensur lassen mußte, weiß ich kein kräftigeres Mittel, als die Regierung sezt Preise auf die beßte Wiederlegung oder Zurechtweisung solch' eines Werkes, und befördert dann drei der vorzüglichsten Eingaben zum Drucke. Dadurch entgeht sie dem Verdachte einer schädlichen Feßlung der Talente, sie ehrt die Rechte und die Stimme des Publikums, indem sie es selbst zum Schiedsrichter erhebt, giebt Nahrung dem denkenden Geiste,

und reizt selbst den rohen Sinn zum Gebrauche seiner Verstandeskräfte, schröckt fade Skribler, die nur elende Waare zu Markte bringen, durch das eigne Gefühl ihrer Ohnmacht vor tieferer Kritik zurück, und vereinigt endlich auf diese Art Preßfreiheit mit bescheidener Zensur.

3) Die Erlaubniß zum Drucke wird durch das Zensursiegel, das dem Titelblatte aufgedrückt wird, gegeben. Es müßte sohin jedes Werk, bevor die Exemplarien ausgegeben werden, noch einmal zur Zensur-Behörde kommen, um die Sieglung vorzunehmen und zu sehen, ob die befohlenen Veränderungen und Weglassungen statt finden oder nicht.

4) Da aber, wie schon gesagt, den richterlichen Ermessen sehr viel überlassen bleiben muß, sohin für den Author auch Gefährde obwaltet, so kann ihm das Recht der Instanzen um so weniger entzohen wer-

den. Es darf ihm daher die Revision durch Aufstellung eines neuen Referenten, und die Appellation an die höchste Regierungs-Instanz nicht versagt werden.

5) Von der Zwecklosigkeit und Schädlichkeit der unbedingten Verbothe innigst überzeugt, würde ich in Hinsicht solcher verderblichen Werke, die im Auslande verlegt wurden, anrathen, durch eigne Anoncen auf sie aufmerksam zu machen, und im Bedürfnißfalle auch in das Detail ihrer Schädlichkeit einzugehen, ferner Eltern, Lehrer und Erzieher zu warnen, sie ihren Zöglingen oder dem Volke nicht in die Hände zu geben.

Ob und in wie ferne ich nun durch diesen Entwurf die richtige Ansicht der Sa-

che gegeben habe, und die gemachten Vorschläge einer Würdigung verdienen möchten, muß ich dem Urtheile der Leser überlassen.

Armenpolizei.*)

Warum ist die Anzahl der Armen in den Städten verhältnißmäßig weit größer als auf dem Lande?

Die Beantwortung dieser Frage liegt größtentheils in dem allgemeinen Erfahrungssaze, daß in den weitschichtigen Städten falsche Armuth weit leichter unter jeder Maske das Mitleid der Einwohner in Anspruch nehmen kann, als auf dem Lande.

In einer Dorfsgemeinde übersieht jeder genau die Verhältnisse seiner Mitbewohner, es kann es keiner so leicht wagen, ihn zu täuschen; denn er kann sich augenblicklich von den Umständen des Fordernden Ueberzeugung

*) Allgem. Kammeral-Korrespondent. J. 1814. St. 39.

verschaffen, und er wird nicht leicht einem Menschen geben, der es nicht verdient, oder zu dessen Unterstützung noch andere eine nähere Pflicht haben. Dagegen reißt in den Städten ein unzeitiges Mitleid die Einwohner hin, jedem, der an die Thüre tritt, eine Gabe zu reichen. Dadurch werden liederliche und müßige Menschen genährt, die am Ende sich durch das Einschleichen in die Häuser Gelegenheiten absehen, und manchen kleinen Diebstahl begehen, bis man nur das Gestohlene vermißt, wodurch nicht selten ehrliche Dienstboten unverschuldet im Verdacht gezohen werden. Wenn sich doch jeder überzeugen könnte, daß nur die Polizeibehörde die Mittel in Händen hat, sich von der w a h r e n Armuth Kenntniß zu verschaffen, daß jede eigene Gabe an die Armen als ordnungswidrig betrachtet werden muß, daß endlich die gewöhnlich im Hintergrund liegende Eigenliebe, den Dank selbst zu erndten, den moralischen Werth der Gabe schwächt. Es bleibt ja keinem Einwohner verwehrt, dürftige Menschen der Polizei zu empfehlen.

Man wird es ihm Dank wissen, wenn er manche stille verschämte Armuth entdeckt, oder ihm auch sehr gerne gestatten, daß er nach Anweisung der Polizei bestimmte Unterstüzung an bestimmte Individuen reiche, und er hat dann ein besseres Werk gethan, als wenn er des Tages 20 Bettlern Gaben vor der Thüre spendet.

Eine weitere Grundursache der größern Armenzahl in den Städten liegt in dem zwar unvermeidlichen Umstande, daß eine bedeutende Menschenmenge aus Hoffnung von Erwerbsquellen aller Art Städten zuströmt, dort auch so lange sie zur Arbeit rüstig sind, hinlänglich Erwerb finden, aber mit Familie überhäuft und durch die Lebensart in den Städten sich nichts erübrigen können, daher auch in dem Augenblicke, als sie krank werden, oder als hohes Alter sie erwerbsunfähig macht, sie dem Orte zur Last fallen, indem sie sich durch Länge der Zeit das Bürgerrecht erworben haben.

Dieses möchten die Grundursachen seyn, warum in den Städten die Armuth verhältnißmäßig größer als auf dem Lande ist. Der ersteren kann aber durch Belehrung des Publikums vorzüglich von den Kanzeln bedeutend abgeholfen werden, und was die leztere betrifft, so möchte diese von weniger Bedeutung seyn; denn, wenn so ein Mensch sich durch mehrere 20 oder 30 Jahre ehrlich ernährt, und seinen Verdienst der Gemeinde auf dem Wege der Konsumtion wieder zugewendet hat, so darf diese doch sich nicht über Bedrückung beschweren, wenn sie ihm ein karges Wartgeld reichen soll, bis ihn die Stunde der Erlösung von einem Leben abruft, das mit dem Bewußtseyn seiner Selbstständigkeit durch eigenen Erwerb für ihn allen Werth verloren hat!

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Verbesserungen.

Seite:	Zeile:	statt:	lies:
22.	10.	Nationalglück	Nationenglück
24.	7.	Thimes	Themis
25.	9.	Erinnerung	Erinn'rung
30.	6.	das Weltrad füllten, das	das Weltrad, füllten das
48.	6.	Träume	Ideen
55.	22.	Koexisterz	Koexistens
87.	12.	Einsitige	Einseitige
136.	24.	essen,	gessen,
138.	13.	sein	ein
138.	22.	nicht	—
165.	13.	geht	giebt
189.	2.	Verstande	Vorstande
248.	15.	selest	selbst

0 4.

derei
tele
enhausen
- 8012

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Gerstner, Gottfried.

Versuche in verschiedenen Gebiethen der Wissenschaften als ein Beitrag für die verwundeten baierischen Krieger

Ingolstadt 1814

Var. 321 m
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10135617-7